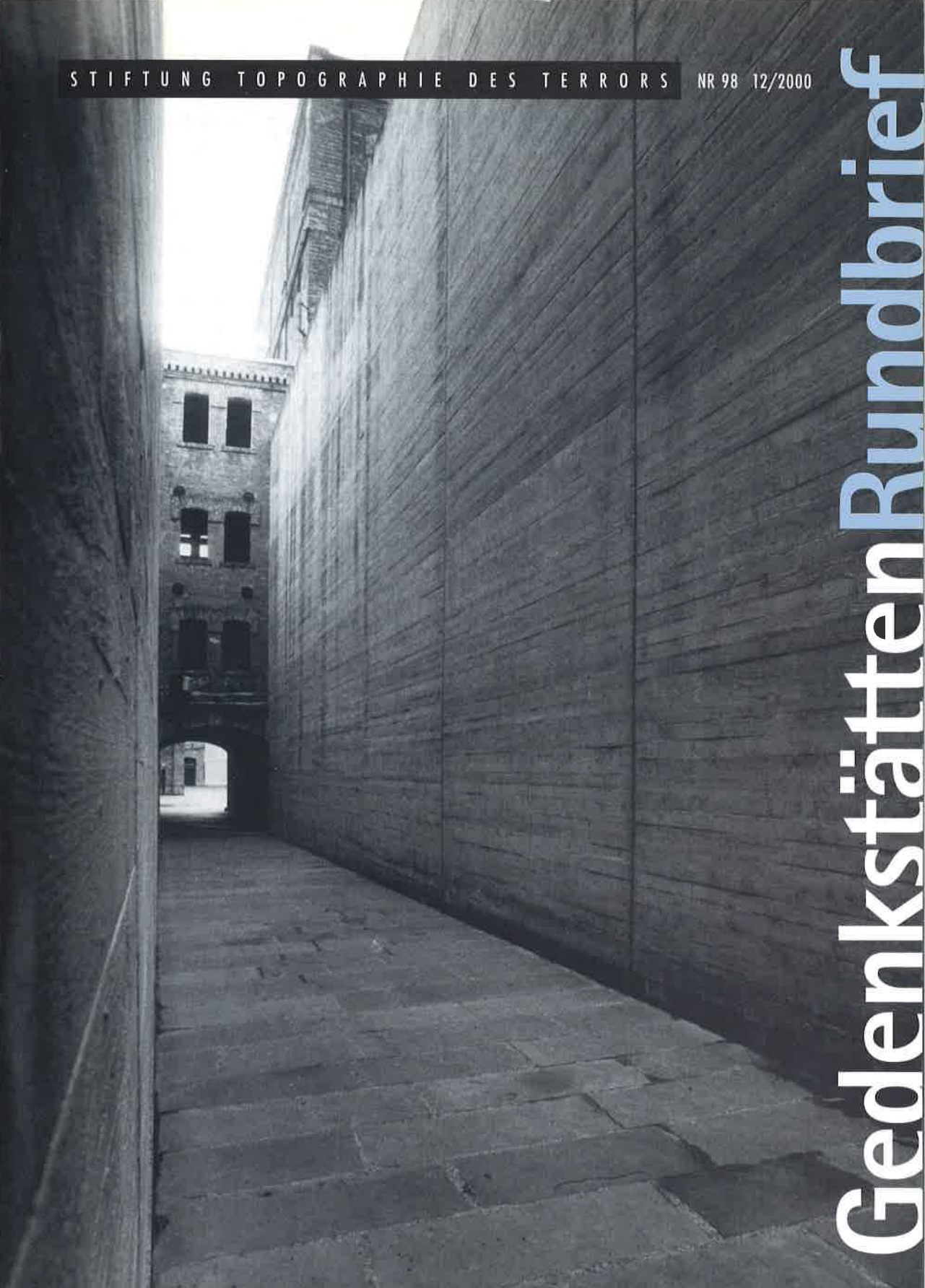


STIFTUNG TOPOGRAPHIE DES TERRORS NR 98 12/2000

Gedenkstätten Rundbrief



Zur Diskussion, Berichte

- 3 »Orte der Erinnerung«
an Judenverfolgung und Deportation
Überlegungen zum »Fall Italien«
Tristano Matta
- 18 Geschichte der Emigration, Vertreibung und Flucht
der Juden aus Schleswig-Holstein von 1933 bis 1941
Ausstellung in der Rendsburger Synagoge
Gerhard Paul
- 27 »Dr. Margarete Blank. Justizmord und Erinnerungspoilitk
Ein Ausstellungsprojekt in der Gedenkstätte Münchner Platz Dresden
Birgit Sack
- 30 »Dokumentationsstelle Pulverfabrik Liebenau e.V.
Projektbeschreibung
Martin Guse
- 33 Ein Haus mit einer Geschichte
Virtueller Besuch im Anne Frank Haus Amsterdam
Wolfgang Madl
- 36 Die Hölle vor Gericht
Vor 25 Jahren begann der Majdanek-Prozess
Heiner Lichtenstein
- 39 Veranstaltungshinweise
- 43 Literaturhinweise

Einlage

Einladung und Programm zum
35. bundesweiten Gedenkstättenseminar vom 24.-27. Mai 2001
»Ostwestfälische Provinz im Spannungsfeld
von SS-Ideologie, SS-Mythen und Lageralltag«

Titelfoto:

*Triest. Eingang zur nationalen Gedenkstätte La Risiera di San Sabbe.
Foto: Piccolo Sillani
Siehe hierzu auch den Beitrag von Tristano Matta in diesem Heft.*

»Orte der Erinnerung« an Judenverfolgung und Deportation:

ÜBERLEGUNGEN ZUM »FALL ITALIEN«

Tristano Matta

Es ist nicht meine Absicht, Sie gewissermaßen auf eine Tour durch die einzelnen Gedächtnisorte zu führen, die in Italien an Ausgrenzung und Deportation erinnern: Ich werde mich auf einige kurze Hinweise auf die schon zu diesem Thema existierende Dokumentation beschränken, die man sich ja unschwer besorgen kann. Stattdessen werde ich versuchen, etwas Überblick über die unterschiedlichen Interpretationen des Begriffs »Gedächtnisort« zu verschaffen, die in letzter Zeit sowohl in der Forschung und in der wissenschaftlichen Diskussion als auch in der breiten Öffentlichkeit aufgekommen sind, um dann deren Auswirkungen in Italien näher in Augenschein zu nehmen.

Unter den zahllosen Zeitungsartikeln und Kommentaren, mit denen man uns anlässlich der Werbekampagne für Steven Spielbergs Film *Der Soldat James Ryan* überflutet hat, war auch eine kurze Pressemitteilung, die mir besonders aufgefallen ist und mich zum Nachdenken angeregt hat. Es hätten auf der Normandieküste schon öfters Reisende und Touristen nach dem Grab des im Film von Tom Hanks gespielten Offiziers gefragt und den Wunsch geäußert, es zu besuchen. Logischerweise existiert das Grab nicht, da ja der betreffende Offizier eine Schöpfung der Drehbuchautoren ist. Obwohl dieser Vorfall eigentlich bloß eine unterhaltsame, im gewissen Sinn auch komische Randnotiz darstellt, die noch dazu in ihrer Art nicht gänzlich neu ist, so bringt er doch zweierlei Phänomene ins Spiel, die uns hier interessieren und über die man sich Gedanken machen sollte.

Einerseits sehe ich darin auf geradezu sensationelle Weise bestätigt (wobei es nicht die erste Bestätigung dieser Art ist, und noch lange nicht die letzte sein wird), wie das mächtige Netz der Massenmedien, das unsere Existenz umspannt und beherrscht, binnen kürzester Zeit nicht nur neue Mythen, sondern sogar falsche Erinnerungen, in diesem Fall sogar einen inexistenten Gedächtnisort zu schaffen vermag.

Andererseits lässt dieser Vorfall erblicken, wie groß in der »Öffentlichkeit« – um sich der in den Medien üblichen Bezeichnung zu bedienen – das Bedürfnis nach konkreten, greifbaren Symbolen und Zeichen ist, durch die sich an die Erinnerung an jenen Zeitabschnitt um den Zweiten Weltkrieg herum anknüpfen ließe, als unsere jüngste Vergangenheit ihre entscheidende Prägung empfangen hat. Im Vergleich zu den Symbolen und Zeichen, die zum Beispiel in Westeuropa dem Andenken an den Ersten Weltkrieg (in Italien auch der »Große Krieg« genannt) gewidmet sind, sind diese auch tatsächlich bei weitem nicht so präsent, noch sind sie kodifizierte Bestandteile der »Zivilreligion« geworden. Dieses weit verbreitete Bedürfnis wird durch die eingangs erwähnte Täuschung doch wohl irgendwie – sozusagen ersatzweise – befriedigt.

Man kann daher nicht umhin, sich Gedanken über die Gefahr zu machen, die die Erinnerung an die Geschichte dieses Jahrhunderts nun läuft, infolge ihrer kommerziellen Ausbeutung durch die Massenmedien verzerrt oder gar manipuliert zu werden, – was doch im Grunde genommen nur eine modernere Variante jener »Erfindung der Tradition« ist, die von Hobsbawm und Ranger treffend als ein durchaus nicht zweitrangiges

Moment beim Aufbau der Vorstellungswelt einer nationalkulturellen Identität erkannt und erforscht worden ist.¹ Eine Gefahr, die keinem auch nur mäßig aufmerksamen Beobachter entgehen kann, und deren Tragweite weit über den von mir eingangs erwähnten, grundsätzlich harmlosen Vorfall hinausgeht.

Zwei noch wichtigere Aspekte sind hier hervorzuheben. Einerseits ist es eine bedeutungsvolle und unbestreitbare Tatsache, daß es eben dieses Verlangen nach historischem Gedächtnis und nach Symbolen gibt, die an die Ereignisse der Judenverfolgung und der Deportation erinnern. Andererseits wurde und wird in Italien – trotz der vielen materiellen Zeugnisse, der zahlreichen Standorte, die mit gutem Recht zu Symbolstätten dieses Gedächtnisses werden könnten – seitens der so genannten zivilen Gesellschaft und der Behörden kaum etwas unternommen (im Vergleich zu dem, was in anderen Ländern, zum Beispiel in Deutschland, getan wird)², um deren Erhaltung zu sichern, deren Pflege zu fördern, deren Ressourcen zu vermehren – kurz gesagt, um sie in die Lage zu versetzen, ihrer Rolle als »Gedächtnisorte« in vollem Maße gerecht zu werden. Besonders heikel ist das Problem bei Gedächtnisorten, die an Judenverfolgung und Deportation erinnern. Und eben diese sind hier Gegenstand unserer Überlegungen.

Bevor ich aber näher auf dieses Problem eingehe, möchte ich noch kurz die Diskussion erwähnen, die sich in letzter Zeit um den Komplex Erinnerung/Geschichte/Gedächtnisorte entfaltet hat.

Es könnte der Verdacht aufkommen – und einige recht oberflächliche, in der Presse erschienene Rezensionen könnten diesen Verdacht rechtfertigen –, dass die in den letzten Jahren um die problematischen Beziehungen zwischen Erinnerung und Geschichte stattfindende Diskussion und das Florieren von Schriften und Veranstaltungen zum Thema der Erinnerung, sowie um die Gedächtnisorte selbst, lediglich das Produkt einer momentanen, an Jahresfeiern und besonderen kalendarischen Anlässen gebundene Mode sei, z.B. den fünfzigsten Jahrestag seit Kriegsende oder die bis zum Überdruß ins Feld geführte »Bilanz zum Ende des Millenniums«. Oder auch, dass alles auf den Einfluss der Medien zurückzuführen sei, nachdem diese das Publikum »mittleren Alters« und die »Senioren« als finanzkräftige Zielgruppen entdeckt und daher beschlossen haben, sich in allen Gebieten des Infotainment (wie mit hässlichem Neologismus die Fusion von Entertainment und Information in der neuen Mediensprache genannt wird) zunehmend der Aktion Nostalgie/Erinnerung zu widmen.

Unzweifelhaft ist, dass »Ort der Erinnerung« zu einem Modebegriff geworden ist. Dass mit dieser weiten Verbreitung auch die Gefahr von Missbrauch und Missverständnissen verbunden ist, liegt auf der Hand: Da veröffentlicht zum Beispiel eine vielgelesene Zeitschrift eine Serie unter diesem Titel – und widmet einen dieser Artikel der alten Eisenbahn der Pariser *petite ceinture*. Oft geht es um Orte, die ich eher als »Orte der Nostalgie« bezeichnen würde, die – wie schon gesagt – in der heutigen Medienwelt guten Absatz finden, aber mit Gedächtnisorten kaum etwas gemeinsam haben. Die Gefahr, dass in der gegenwärtigen Massenkultur die Vorstellung, die sich mit den »Orten der Nostalgie« verbindet, schließlich den Begriff »Ort der Erinnerung«, von dem die Historiker sprechen, verdrängt, ist reell und muss im Auge behalten werden.³

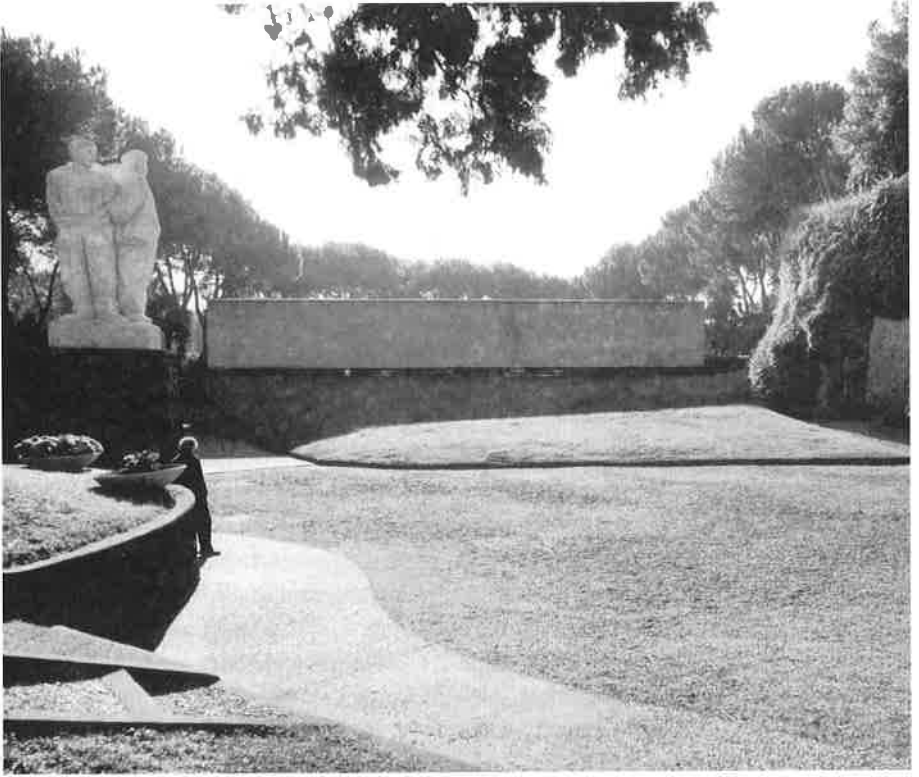
Demgegenüber möchte ich hervorheben, wie gewichtig die Überlegungen sind, die unter Historikern zu dem Thema angestellt werden. Den Anlass dafür gab unleugbar ein besonderes historisches Ereignis, und zwar das Ende des Kalten Krieges und der Teilung des Kontinents nach 1989, das Europa zum Nachdenken über Geschichte und

Identität angeregt hat. Gleichzeitig entspringen diese Überlegungen aber auch – und vielleicht in sogar größerem Maße – dem wachsenden Bedürfnis nach einer Ausdehnung der historischen Forschung und Diskussion auf die Frage der Beteiligung der Zivilbevölkerung – der so genannten »kleinen Leute« – an den großen historischen Ereignissen des 20. Jahrhunderts und insbesondere an denen um den Zweiten Weltkrieg. So kommt die Erinnerung der Protagonisten – Opfer, Täter, Zuschauer (um frei nach dem Titel von Hilbergs berühmten Werk zu zitieren) – wieder zur Geltung: Eine Dimension, die gerade in der Forschung über Ausgrenzung, Judenverfolgung und Deportation eine überaus wichtige Rolle spielt, und die, wie Anna Rossi-Doria in einem bedeutenden Aufsatz hervorgehoben hat⁴, lange Jahre hindurch als Ersatz für das – wie die Autorin es nennt – »Schweigen der Historiker« gedient hat.

Eben weil man sich dieses Nachholbedarfs in der Forschung bewusst geworden ist, und nicht etwa, um einem Modetrend zu folgen, ist meiner Meinung nach unter Historikern die Diskussion über den Erinnerungskult in Angriff genommen worden, an der sich dann auch Laien beteiligt haben. In dieser Debatte, die man hier nur in großen Zügen skizzieren kann, standen sich zwei unterschiedliche Auffassungen gegenüber. Da wurde von der einen Seite die grundsätzliche Andersartigkeit von Erinnerung und Geschichte betont, wobei das Übermaß an Erinnerung und die Verbreitung des Erinnerungskults als eine Flucht aus dem Politischen, ein Verzicht auf Zukunftsvision gesehen wurde, oder zum anderen auch als ein bewusst eingesetztes, künstliches Mittel, um ausgrenzende Identitäten (seien sie nun lokal, ethnisch oder national) aufzubauen oder neu zu definieren. Von der anderen Seite wurde dagegen zwar auch berücksichtigt, dass Geschichte und Erinnerung unterschiedliche Dimensionen sind, jedoch eher die Frage nach deren Zusammenspiel in den Vordergrund gerückt, wobei der ersteren die Rolle des einzig wirksamen Gegenmittels gegen Vergessen und Manipulierung der Vergangenheit zukommt, die letztere aber das Fundament für ein authentisches, gegenwartsbezogenes, in der Übernahme der Verantwortung für die eigene Vergangenheit und nicht in deren Mythisierung und/oder Kaschierung wurzelndes ziviles Bewusstsein ist.⁵

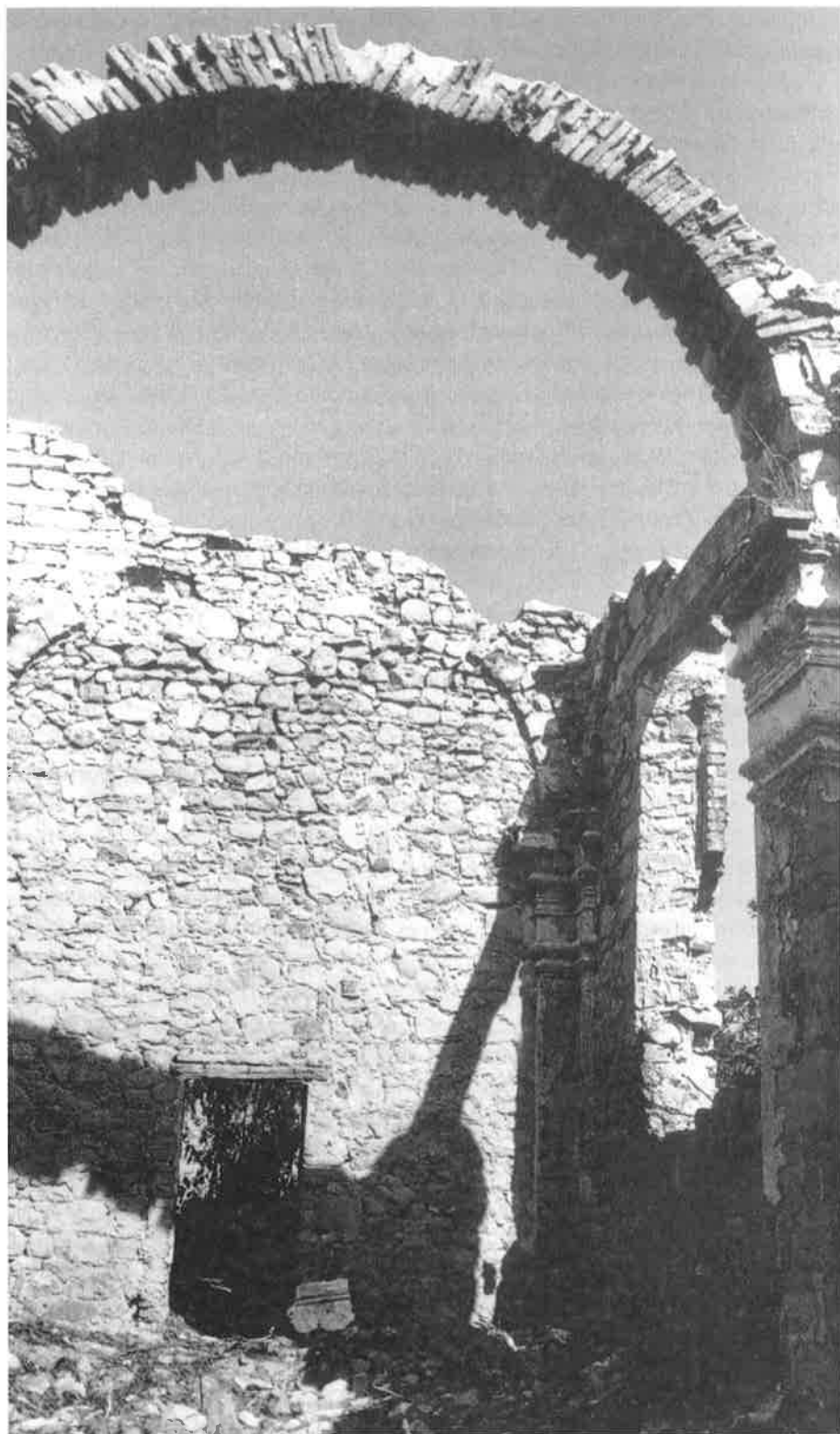
Das hier behandelte Thema der »Gedächtnisorte« ist logischerweise Teil dieser Diskussion. Selbstverständlich können auch Gedächtnisorte zu nicht ganz lauterer Zwecken missbraucht werden: Sie sind es in der Vergangenheit gewesen, sind es heute noch und werden es wahrscheinlich auch in Zukunft sein. Zum Beispiel werden sie wegen ihrer Symbolträchtigkeit, die sich bestens dazu eignet, starke Emotionen hervorzurufen, oft als Waffe im politischen Konflikt eingesetzt (es sei hier ein italienisches Beispiel genannt, der Streit um das Gedenken an das Lager der Risiera di San Sabba und an die berüchtigten karsischen Schluchten, die »foibe«⁶, und ein europäisches, der Fall Kosovo⁷); andere Formen des Missbrauchs sind die Neuerfindung/Manipulierung der Geschichte (wie 1995 in Frankreich bei den völlig aus dem geschichtlichen Zusammenhang gerissenen Gedenkfeiern zum Jahrestag des D-Day), die manchmal ausgrenzenden Sichtweisen (eine Gefahr, die laut einiger Kritiker in manchen Holocaust Memorials in den USA gegenwärtig ist)⁸, der Versuch der Besetzung/Vereinnahmung (wie es – in besonders extremer Form – in Auschwitz⁹ erst mit dem Karmelitinnenkloster und jetzt noch mit der Kreuze-Affäre geschehen ist), und schließlich die krasse Banalisierung und Vermarktung.¹⁰ Mit diesen Gefahren muss man sich auseinandersetzen: Es gilt, wachsam zu sein, jeden Missbrauch aufzudecken und öffentlich zu verurteilen und zu

Rom: Ansicht
der Gedenkstätte
der Fosse Ardeatine.
Foto:
Gabriele Morrione



Montesole (Bologna):
Die Kapelle von
Cerpiano, einer der Orte
des nazistischen
Massakers von
Marzabotto im
September/Okttober
1944. Foto aus
L. Arbizzani:
Prima degli «unni»
a Marzabotto,
Monzuno, Grizzana,
Bologna 1995





*Sanna di Stazzema
(Lucca): Denkmal -
Beinhaus zum
Gedenken an das
nazistische Massaker
im August 1944.
Foto: Andrea Luisi
Seravezza*

verhindern, dass kritischer Umgang mit der Erinnerung mit Business der Erinnerung oder Erfindung der Erinnerung verwechselt wird.

Der bekanntlich von Pierre Nora schon in den achtziger Jahren in Frankreich geprägte Begriff »lieux de mémoire«¹¹ hat nun in alle großen Lexika Aufnahme gefunden. Im *Robert* lautet die Definition: »ein signifikantes, materielles oder immaterielles Ganzes, das Menschenwille oder der Lauf der Zeit in symbolisches Element einer Menschengemeinschaft verwandelt haben«¹². Laut Nora ist die Entstehung der Gedächtnisorte auf die unsere Epoche kennzeichnende Entritualisierung zurückzuführen: Gedächtnisorte sind Überreste, Fragmente der Vergangenheit, die in einer Gesellschaft, die keine Rituale mehr kennt, zu Riten geworden sind. So verstanden tragen zwei Elemente entscheidend zu ihrer Entstehung bei: erstens der Wille der Menschen, einen Raum einzugrenzen, um darin ein Fragment der eigenen Vergangenheit aufzustellen und ihm eine sakrale Dimension zu geben, und zweitens der Lauf der Zeit, der einerseits das Fortleben der Erinnerung an jene Vergangenheit gefährdet, andererseits aber unter den verschiedenen Vergangenheitsfragmenten eine Auswahl trifft, so dass sich diejenigen erhalten, deren Fortbestehen als Monument mit sakraler Dimension sich für die Identität einer bestimmten Menschengemeinschaft als unabdingbar erweist. Etwas enger wurde der Begriff in jüngster Zeit wieder einmal in Frankreich mit dem Terminus *lieux du souvenir* definiert – Ersilia Alessandrone Perona hat in ihrem 1998 veröffentlichten, sehr aufschlussreichen Aufsatz darauf hingewiesen¹³ –, um jene Orte der Erinnerung zu bezeichnen, die noch nicht Bestandteil des großen kollektiven Gedächtnisses an den Zweiten Weltkrieg geworden sind.¹⁴ Und zwar sind dies in Frankreich die Orte, wo das eine oder das andere der zahlreichen Fragmente erhalten ist, in denen sich – infolge der Komplexität der französischen Teilnahme am Kriegsgeschehen und der damit verbundenen Problematik – das Gedächtnis an den Krieg in der Nachkriegszeit sowohl räumlich als auch inhaltlich aufgesplittet hat. Diese »Orte des Andenkens« könnten zwar im Laufe der Zeit zu »Orten der Erinnerung« in dem von Pierre Nora definierten Sinn werden – und nach Meinung der Urheber dieser Definition könnte dies gerade bei den *Memorials* der Deportation der Fall sein –, es ist aber noch nicht gesagt, dass sich dies auch tatsächlich ereignen wird. Damit diese Umwandlung stattfindet, möchte ich hinzufügen, müssen noch die beiden im *Robert* genannten Elemente, die Zeit und insbesondere der Wille der Menschen ihre Wirkung ausgeübt haben.

Diese von den französischen Wissenschaftlern vorgeschlagene begriffliche Unterscheidung ließe sich meiner Meinung nach mit nur geringfügigen Änderungen auch auf Italien übertragen, insbesondere da, wo es um »Orte der Erinnerung« an Rassendiskriminierung und Deportation geht.

Der erste der drei von Mario Isnenghi herausgegebenen Bände über die Gedächtnisorte des vereinigten Italiens enthält zwar einen Aufsatz von Paola Di Cori über die Rassengesetze.¹⁵ Es besagt aber viel, dass in dem gesamten Werk kein einziges Stichwort auch nur einem der Standorte gewidmet ist, in denen Spuren und Gedächtnis der Verfolgung und Deportation erhalten sind. Während einzelne Kapitel sich mit den zum Teil auch künstlich errichteten Stätten befassen, die anderen Erinnerungen geweiht sind (wie das Vittoriano, Redipuglia, Monte Grappa), fehlt dagegen jeder Hinweis auf Standorte wie das Lager in Fossoli, die Risiera di San Sabba, das Internierungslager in Ferramonti, oder auch auf andere Orte, die an tief in unserem kollektiven Bewusst-

sein eingegrabene Ereignisse erinnern, wie zum Beispiel die von Nationalsozialisten verübten Massaker (es werden weder die Ardeatinischen Höhlen noch Montesole erwähnt). Ich bin mir sicher, dass diese Auslassungen durchaus nicht von Missachtung oder Mangel an Sensibilität seitens der Autoren gegenüber jenen Stätten und den damit verbundenen Ereignissen herrühren. Die Ursache dafür liegt wohl eher darin, dass diese Stätten im Grunde genommen doch nicht als »Gedächtnisorte« aller Italiener betrachtet werden: Daher konnten sie in einem Werk, dessen Vorhaben es ist, eine in der kollektiven Vorstellungswelt der Italiener schon getroffene Auswahl zu protokollieren und nicht die bestmögliche Auslese zu empfehlen, kaum Aufnahme finden. Vermutlich sind diese Stätten und Orte an Segmente eines geteilten Gedächtnisses gebunden, gehören daher eher in die schon erwähnte Kategorie des »Andenkens« – d.h. sie sind keine Orte, die das kollektive Gedächtnis der Italiener als ein bedeutungsvolles Element ihrer Vergangenheit empfindet. Wenn Isnenghi mit seiner Auswahl eine Art Bestandsaufnahme jener Stätten gemacht hat, in denen real existierender Standort und gedankliche Geographie der kollektiven Vorstellungswelt zusammenfallen, dann ist auch die Nichterwähnung dieser Stätten in seinem Werk nichts anderes als eine nüchterne Zur-Kennntnis-Nahme, dass dieser Zusammenhang zwischen Rassengesetzen und Standorten wie Ferramonti, Fossoli und die Risiera immer noch nicht hergestellt ist.

Diesen Zusammenhang haben sich dagegen die Organisatoren der hervorragenden, vom Centro Furio Jesi 1994 in Bologna veranstalteten Ausstellung *La menzogna della razza* (Die Rassenlüge)¹⁶, die in den darauffolgenden Jahren auch in zahlreichen anderen Städten Italiens gezeigt wurde, durchaus gegenwärtig gehalten. In dem der Verfolgungspraxis gewidmeten Teil der Ausstellung wurde veranschaulicht, dass es in Italien ebenfalls wichtige Gedächtnisorte gibt, die an Ausgrenzung und Verfolgung erinnern, und damit auf kluge Art – auch auf geschichtswissenschaftlicher Ebene – zumindest ansatzweise ein Zusammenhang zwischen faschistischer Verfolgungspraxis und nationalsozialistischer Vernichtungspolitik hergestellt. So beschränkte sich die Dokumentation nicht auf die Lager unter nationalsozialistischer Leitung (von denen die vier wichtigsten Fossoli, Bozen-Gries, die Risiera di San Sabba, und Borgo San Dalmazzo waren), sondern erstreckte sich auch auf jene, öffentlich bisher kaum bekannte italienische Besonderheit, d.h. die faschistische Internierung, deren Symbolstätte, soweit es die Juden betrifft, zweifelsohne das Lager in Ferramonti-Tarsia ist.

Ein ähnliches Bestreben lag dem Projekt des Istituto regionale per la storia del movimento di liberazione nel Friuli-Venezia Giulia zugrunde, welches aber sämtliche Standorte der nationalsozialistischen und faschistischen Gewaltherrschaft in Italien mit einbezog und dann zur Veröffentlichung des Bandes *Un percorso della memoria*¹⁷ geführt hat, dessen erstes Kapitel nicht zufällig dem Lager in Ferramonti gewidmet ist. Das Projekt ging auch von einer anderen Feststellung aus: Obwohl die kollektive Erinnerung der Italiener zu diesem Thema offensichtlich immer noch eine Lücke aufweist, so macht sich doch in jüngster Zeit ein Wiedererwachen des Interesses für einige Orte bemerkbar – wie Marzabotto-Montesole, die Risiera, Ferramonti, Fossoli, das Mahnmal-Museum der Deportation in Carpi. Zwar sind die betreffenden Projekte unterschiedlicher Qualität, oft episodenhaft, nicht untereinander koordiniert und befinden sich noch dazu in verschiedenen Entwicklungsstadien – sie haben dennoch Aufmerksamkeit erregt und die aktive Teilnahme nicht nur einzelner Stadtverwaltungen, sondern auch von Historikern, Forschern und Pädagogen bewirkt. Es galt daher, diese Anzeichen

Gedenkanlage
für die nazistischen
Lager im Hof der
Gedenkstätte in Carpi.
Foto: Thomas Lutz



Villa Emma
in Nonantola, 1999.
Foto: Thomas Lutz





Oben: Baracke auf dem Gelände des ehemaligen Sammellagers für Juden sowie des Polizei- und Durchgangslagers Fossoli, 1999



*Unten: Tristano Matta bei einer historischen Stadtführung durch Triest im Frühjahr 1999.
Fotos: Thomas Lutz*

eines neu erwachten Interesses nicht zu vernachlässigen und binnen kurzer Zeit eine – vorerst zwar nur auf die erwähnte Publikation beschränkte – Verbindung zwischen den verschiedenen sich abzeichnenden Initiativen herzustellen, mit dem Ziel, als ersten Schritt einen *Parcours der Erinnerung* zu gestalten und in Zukunft auch eine Föderation der Gedenkstätten aufzubauen.

Es waren gewiss hochgesteckte Ziele, auch weil man sich zusätzlich zur Aufgabe gemacht hatte, den Begriff »Gedächtnisreisen« (auf italienisch oft »Wallfahrten zu den Gedenkstätten« genannt) neu zu überdenken, d.h. über die insbesondere von Deportiertenverbänden gepflegte Tradition hinauszugehen, in der das Symbolische und Rituelle Vorrang hat, und stattdessen der pädagogischen und erzieherischen Tätigkeit von verschiedenartigen, an einzelne Standorte gebundenen Institutionen (ob Museum, Friedenspark, Friedensschule oder Kulturstiftung) eine entscheidende Rolle bei der Aufarbeitung der Erinnerung zu übertragen. Auf diese Weise erhalten Gedenkstätten neben dem herkömmlichen rituellen Aspekt noch eine zusätzliche Aufgabe und lassen sich konkret als Mittel zur Bewusstseinsbildung einsetzen, sowohl durch eine bessere Kenntnis der Geschichte, als auch auf der Ebene der Zivil- und Bürgerschaftswerte. Wenn einerseits Selbstverherrlichung und zum Selbstzweck gewordene Rituale auf die jüngeren Generationen eher abstoßend wirken, andererseits aber die Begegnung mit dem Gedächtnis, das diesem Ritus zugrundeliegt, für diese Generationen eine unverzichtbare Erfahrung ist, so muss man diese Begegnung eben anders gestalten.

Überaus wichtig ist auch die Frage des Zusammenhangs zwischen Gedächtnis und Stätte, zwischen Vorstellungswelt und Erhaltung des materiellen Standorts.

Zwar lässt es sich nicht leugnen, daß »Gedächtnisorte« sich in einigen Fällen auch ohne konkreten Ortsbezug kristallisieren können, doch ist es ebenso unbestreitbar, dass das Vorhandensein eines »authentischen« und nicht nur symbolisch-evokativen »Standorts« die Erhaltung der *Erinnerung* um ein Vielfaches erleichtert. Umgekehrt sind auch die Nationalsozialisten grundsätzlich von der gleichen Überzeugung ausgegangen, als sie daran gingen, soweit wie möglich die Spuren der Konzentrationslager zu tilgen. Dass die Täter versucht haben, die Beweise der von ihnen begangenen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschheit zu vernichten, ist allerdings verständlich. Weitaus schwieriger ist es, Verständnis für diejenigen aufzubringen, deren Interesse es eigentlich gewesen wäre, auch durch diese Standorte die Erinnerung an jene Verbrechen wach zu halten, und die sie *stattdessen* in der Nachkriegszeit vielerorts haben verfallen, wenn nicht sogar abreißen lassen.

Gewiss lässt sich die Erinnerung auch dann erhalten, wenn nichts weiter als Trümmer bleiben, spärliche Reste, die sich nur noch mit der Akribie des Archäologen deuten lassen. Man denke nur an die intensive Tätigkeit der Stiftung Topographie des Terrors in Berlin, die aus dem Bedürfnis heraus entstanden ist, aus Trümmern die Erinnerung an einen in der deutschen Zeitgeschichte überaus bedeutenden Standort wiederherzustellen, und zwar an das Areal an der ehemaligen Prinz-Albrecht-Straße, wo die Terrorzentralen des Dritten Reichs ihren Sitz hatten¹⁸ oder, in Italien, an das späte (aber vielleicht gerade deswegen lobenswertere) Engagement der Stadtverwaltung Bozen, um die Erinnerung an das ehemalige Lager in Bozen-Gries wiederaufleben zu lassen, nachdem jahrzehntelang die dortigen Behörden die Lagerbauten hatten abtragen lassen.¹⁹ Es ist aber zweifelsohne ein äußerst schwieriges Unterfangen, das im Endergebnis bestenfalls zur Dokumentation dienen kann.

Im pädagogischen Aufsatz *Educa il luogo*²⁰, einem Beitrag im Sammelband *Il percorso della memoria*, der sich sehr ausführlich mit dem Thema auseinandersetzt, haben Cova und Baiesi als denkbare Form des Umgangs mit den Gedächtnisorten, neben der der Umwandlung in ein Monument oder der Wiederherstellung, auch die Alternative der Vernachlässigung in Betracht gezogen. Demgegenüber lautet ihr Vorschlag »appasamento«, was soviel bedeutet wie »strukturelles« Einbinden der Gedächtnisorte in die Stätten, in denen sich das soziale und zivile Leben abspielt, da nur unter dieser Voraussetzung diese Orte auch im Alltag als eine authentische Friedensbotschaft erlebt werden können. So oder so ist die Entscheidung eine politische: Im letzteren Fall überwiegt eine Politik der Erinnerung, im ersteren eine Politik des Vergessens.

Ein schmerzliches Beispiel dieser Politik des Vergessens ist die totale Vernachlässigung, die das Museum und die Gedenkstätte in Lipa durch den neuen kroatischen Staat erfahren haben. Dieses Dorf in der Nähe von Rijeka, das 1944 Schauplatz eines der grausamsten von Nationalsozialisten und Faschisten verübten Massakers war, wurde Anfang der achtziger Jahre vom jugoslawischen Staat als Gedenkstätte, teilweise nach dem Muster von Oradour in Frankreich, errichtet, befindet sich aber jetzt in völlig verwahrlostem Zustand.

Solcherlei geschieht aber nicht nur in Ländern, die – wie Kroatien – gerade extrem schnelle Änderungsprozesse durchmachen und dabei sind, ihre Identität neu zu definieren. Mit großer Bitterkeit muss man zur Kenntnis nehmen, daß auch in Italien – obwohl gerade in letzter Zeit die bedeutende Rolle, die den Gedenkstätten zukommen sollte, intensiv und in immer breiteren Kreisen diskutiert wird, und die Debatte selbst von der breiten Öffentlichkeit mit zunehmender Aufmerksamkeit verfolgt wird – die Unwissenheit, Versäumnis und mangelnde Wachsamkeit der Behörden einen weiteren gravierenden Anschlag auf das schon gefährdete Erbe der Gedächtnisorte, die an die Internierung der Juden in Italien erinnern, möglich gemacht haben: Anfang 1998 wurde gesetzeswidrig eine der letzten Originalbaracken in Ferramonti abgerissen.²¹

Wie schon erwähnt, hängt das Los der Gedächtnisorte unweigerlich von einer politischen, besser gesagt von einer kulturpolitischen Entscheidung ab. Es ist dies ein Punkt, auf den ich nun näher eingehen möchte. Wenn ich hervorhebe, wie wichtig eine Politik der Erinnerung ist, die der Politik des Vergessens Einhalt gebietet, so bedeutet dies keineswegs, dass ich mir ein von oben her, d.h. von der politischen Macht aufgezungenes, integrationsstiftendes Gedächtnis herbeiwünsche: eine gefestigte Demokratie, glaube ich, bedarf zur eigenen Identitätsbildung keiner solcher Mittel. Ich denke dabei vielmehr an den von Maurice Halbwachs geprägten Begriff *Wiederherstellung* eines Gedächtnisses, d.h. die Art, wie gewisse Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart, in unserer Gesellschaft neu aktiviert werden können, indem man sie strukturell in ein legitimes und zusammenhängendes Darstellungssystem einfügt und dadurch den jüngeren Generationen, die sie dann neu aufarbeiten werden, in der richtigen Weise zur Verfügung stellt²². In dieser Hinsicht, würde man meinen, müsste eine konsequente und konstante Tätigkeit zur Wahrung der materiellen Standorte, die in Italien an Ausgrenzung und Vernichtung erinnern, eine Selbstverständlichkeit und eine entscheidende Voraussetzung sein. Leider ist dem nicht so. Die Verankerung in einem authentischen, materiellen Ort, in welcher Form er auch immer bis zu uns gelangt ist (ob in Monument umgewandelt, wiederhergestellt oder verwahrlost), ist doch bei der Überlieferung des Gedächtnisses an Verfolgung und Deportation eine grundsätzliche, fast würde ich

sagen unverzichtbare Ergänzung zu den Zeugnissen der Überlebenden. Claude Lanzmann hat dies hervorragend verstanden, und hat daher in seinem Meisterwerk *Shoah*, das wichtigste filmische Dokument zur Vernichtung der Juden Europas (Dokument und nicht Dokumentarfilm, da es keine historischen Dokumente zeigt), den Großteil der Interviews mit Überlebenden in den kahlen, nüchternen Standorten, so wie sie dem Zuschauer heute erscheinen, inszeniert²³ – wohl wissend, dass diese Orte trotz vergangener Zeit und fortschreitendem Verfall noch zu dem Besucher sprechen, der für ihre Stimme empfänglich ist. Von daher kommen auch die spezifische Rolle und das außerordentliche Potential jener Formen von aktiver Erhaltung und Überlieferung des Gedächtnisses, die eben dort entstanden sind, wo sich die Ereignisse, an die sie erinnern, tatsächlich abgespielt haben – Formen die, wie schon erwähnt, unterschiedlich sein können. Unter den italienischen Stätten der Verfolgung und der Deportation sei zum Beispiel Carpi erwähnt: In diesem Städtchen, zu dem auch der Ortsteil Fossoli gehört, sind seit Jahren eine Stiftung und ein Mahnmal-Museum der Deportation tätig, die sich besonders der Fortbildung von Lehrern und der Veranstaltung von Studienreisen widmen.²⁴ In Triest wurde in den siebziger Jahren die Risiera selbst als Mahnmal inszeniert; in deren Innerem wurde aber ein Historisches Museum errichtet, das auch über einen effizienten, von der Stadtverwaltung errichteten pädagogischen Dienst verfügt, und sich die Verbreitung der Erinnerungskultur unter den Museumsbesuchern und insbesondere in den Schulen zur Aufgabe gemacht hat.²⁵ In Ferramonti ist trotz unzähliger Schwierigkeiten, die von der noch ungelösten Frage des Umgangs mit den Überresten des ehemaligen Lagers herrühren, eine rege und nunmehr etablierte Stiftung tätig, die »Fondazione internazionale Ferramonti di Tarsia per l'amicizia tra i popoli« (Internationale Stiftung Ferramonti di Tarsia für Völkerfreundschaft).²⁶ Dieses Modell hat sich als erfolgreich erwiesen und war Anregung für ähnliche Unternehmungen, wie zum Beispiel die »Casa della Resistenza«, die vor einigen Jahren auf dem Areal in Fondotoce di Verbania errichtet worden ist.²⁷

In Bozen, wo das ehemalige Lager mit Ausnahme weniger Überreste der Umfassungsmauer verschwunden ist, gestaltet sich die Aufgabe logischerweise viel schwieriger.

Eine eingehende Darstellung der Literatur zu den erwähnten Standorten ist an dieser Stelle nicht möglich. Wer Näheres erfahren möchte, sei neben den schon öfters genannten *Un percorso della memoria*, auch auf den ausführlichen, den verschiedenen Standorten gewidmeten Teil des schon erwähnten Katalogs der Ausstellung *La menzogna della razza* sowie auf den Aufsatz von Laura Federzoni *La geografia dei Lager in Italia. I punti di raccolta*²⁸ verwiesen.

Eine Entwicklung unserer heutigen Welt lässt das, was ich etwas grob als Verankerung in dem jeweiligen Ort, d.h. in der räumlichen und baulichen Dimension, bezeichnet habe, für die Erhaltung der Erinnerung noch aktueller und notwendiger erscheinen, und zwar ist dies die ständige Vermehrung jener identitätslosen, sich immer gleich wiederholenden, völlig künstlichen Orte (ob Flughäfen, Kaufhäuser, Autobahnraststätten oder Hotelketten); vielfach nichts als virtuelle Reproduktionen, die Antonella Tarpino in Anlehnung an Marc Augé »nicht-Orte« (non-lieux) nennt, weil sie keine Erfahrung vermitteln, keine Anregung zu einer authentischen Bewusstseinsbildung geben, sondern ganz im Gegenteil ein Gefühl von Verwirrung hervorrufen, in dem Dimensionen wie Geschichte und Gedächtnis jeden Sinn zu verlieren scheinen.²⁹ Es ist dies ein in hohem Maße beunruhigender Aspekt unserer Zeit, in der alles in einer

ewigen Gegenwart zu verflachen droht. Weder eine sorgsame Kulturpolitik noch die Schule können unter diesen Umständen das »mnemagogische« Potential der Gedächtnisorte – d.h. deren Fähigkeit, die Erinnerung zu wecken, um den von Primo Levi geprägten und von Alberto Cavaglion³⁰ wiederaufgenommenen Ausdruck zu verwenden – außer Acht lassen. Dass vom Unterrichtsministerium im Rahmen der Aktion »II '900. I giovani e la memoria« (Das 20. Jahrhundert. Die jüngere Generation und das Gedächtnis) Geldmittel für Studienreisen zu einem nationalsozialistischen Vernichtungslager zur Verfügung gestellt worden sind, wobei die Reisen nicht als flüchtiges Erlebnis, sondern als Höhepunkt eines großangelegten Bildungsprojekts gedacht sind, ist gewiss ein wichtiger erster Schritt; und doch wünscht man sich, daß den italienischen Gedächtnisorten eine ähnliche Aufmerksamkeit entgegengebracht werde. Auch wäre es an der Zeit, den Streit um das Datum eines Gedenktags der Deportation, der bisher die Verabschiedung des betreffenden, von Furio Colombo vorgeschlagenen Gesetzes verhindert hat, zu beenden³¹. Es wäre gut, wenn im Gesetz selbst die Orte, die dazu bestimmt sind, die Erinnerung an die Deportation auch durch Gedenkfeiern zu erhalten und zu überliefern, namentlich genannt wären. Und zwar müssten es, denke ich, wenn schon nicht alle vier vorhin erwähnten Lager, d.h. Borgo San Dalmazzo, Bolzano, Fossoli und die Risiera di San Sabba, so doch zumindest abwechselnd all diejenigen sein, deren Wiederherstellung schon beendet oder geplant ist.

Abschließend möchte ich einige kurze, aber bedeutungsvolle Sätze von Paolo Rossi zitieren. Am Ende eines seiner Aufsätze schreibt er: Wenn »der Abgrund des Vergessens das Menschenleben in eine Reihe von Augenblicken zersplittern kann, die so jeglichen Sinnes entbehren«, so gilt dies nicht nur für den Einzelnen, »sondern auch für Menschengemeinschaften und Menschengruppen. Ich weiß wohl – fährt Rossi fort – dass das gegenwärtige, fast krampfhaftes Interesse für das Gedächtnis eng mit unserer Angst vor der Vergesslichkeit verbunden ist, mit unserer Unfähigkeit, zwischen Vergangenheit und Gegenwart einen Zusammenhang herzustellen. Und doch hoffe ich, dass dieses Interesse auch mit dem Bedürfnis verbunden ist, durch jenen Zusammenhang unsere kollektive Identität zu bestärken«³².

Unsere schwierige Aufgabe ist es, die »Gedächtnisorte« an dieser Bestärkung mitwirken zu lassen.

Dr. Tristano Matta unterrichtet Geschichte und Philosophie in Triest. Freigestellt vom Schulunterricht hat er als Mitarbeiter des Istituto regionale per la storia del movimento di liberazione nel Friuli-Venezia Giulia in Triest zu den Gedenkstätten faschistischer und nationalsozialistischer Gewalt in Italien gearbeitet und publiziert (Un percorso della memoria, Mailand 1996).

*Übersetzung:
Loredana Melissari*

- 1 E. Hobsbawm/T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge University Press, Cambridge 1983.
- 2 S. E. Collotti, *Le rappresentazioni della memoria: mostre e luoghi monumentali*, in E. Traverso (Hrsg.), *Insegnare Auschwitz. Questioni etiche, storiografiche, educative, della deportazione e dello sterminio*, Istituto Regionale di Ricerca, Sperimentazione, Aggiornamento Educativi del Piemonte/Bollati Boringhieri, Torino 1995, S. 78–96; sowie D. Hoffmann (Hrsg.), *Das Gedächtnis der Dinge. KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945–1995*, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1998. Einige bedeutende Beispiele auch in T. Lutz (Hrsg.), *Gedenkstätten für die Opfer des NS-Regimes – Eine Übersicht*, »GedenkstättenRundbrief«, Sondernummer, Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 1995.
- 3 Diese Gefahr macht sich oft bei den in Zeitungskiosken erhältlichen Publikationen, Videofilmen und CD-ROM bemerkbar, die sich mit Gegenwartsgeschichte befassen.
- 4 A. Rossi-Doria, *Memoria e storia: il caso della deportazione*, Rubbettino, Soveria Mannelli 1998.
- 5 Über die verschiedenen Beiträge zu dieser Debatte kann hier nicht ausführlich berichtet werden. Einen guten Überblick bietet das schon erwähnte Buch von A. Rossi-Doria. Aus der umfangreichen Literatur zu diesem Thema seien hier noch erwähnt: L. Paggi (Hrsg.), *La memoria del nazismo nell'Europa di oggi*, La Nuova Italia, Scandicci (Firenze) 1997; C. Pavone, *La resistenza in Italia: memoria e rimozione*, in »Rivista di storia contemporanea«, Jg. XXII–XXXIV, Oktober 1994–1995, Nr. 4; A. Mayer, *Memory and History: on the Poverty of Remembering and Forgetting the Judeocide*, in

Anmerkungen

- »Radical History Review«, Jg. LVI, Frühling 1993; A. Pezzino, Anatomia di un massacro. Controversia sopra una strage tedesca, Il Mulino, Bologna 1997; L. Paggi (Hrsg.), Storia e memoria di un massacro ordinario, manifestolibri, Roma 1995; La memoria e le cose, monographisches Heft von »Parole-chiave«, Jg. III (XXXIV), 1995, Nr. 9; N. Gallerano, Memoria e storia: un dibattito, in »Passato e presente«, Jg. XII, 1994, Nr. 33, S. 105–111; G. Renzato, C. Maier, S. Woolf, I crimini nazisti, la memoria, l'Europa di oggi, in »Passato e presente«, Jg. XIII, 1995, Nr. 34, S. 15–37.
- 6 Siehe hierzu T. Matta, La Risiera di San Sabba: realtà e memoria di un Lager nazista a Trieste, in A.L. Carloti (Hrsg.), Italia 1939–1945. Storia e memoria, Vita e Pensiero, Milano 1996, S. 581–596, und G. Valdevit, Fra guerra civile e presa del potere. Deportazione e foibe nella Venezia Giulia, maggio 1945, ebda. S. 611–629.
 - 7 Siehe hierzu G. Bowman, Xenofobia, fantasma e nazione: la logica della violenza etnica nell'ex-Jugoslavia, in »Qualestoria«, Jg. XXIV, Nr. 2, Dezember 1996, S. 127–163.
 - 8 Vgl. P. Dogliani, L'americanizzazione dell'Olocausto: l'United States Holocaust Memorial Museum. Diario di una visita, in »Ventesimo secolo«, Jg. IV, Nr. 10, April 1994, S. 7–31.
 - 9 Zum Karmelitenkloster in Auschwitz und im allgemeinen zur »Christianisierung der Shoah« siehe G. Miccoli, Tra memoria, rimozioni, manipolazioni: aspetti dell'atteggiamento cattolico verso la Shoah, in »Qualestoria«, Jg. XIX, Nr. 2/3, August–Dezember 1991, S. 161–188.
 - 10 Vor einigen Jahren wurden zum Beispiel Billigausflüge zur Risiera di San Sabba veranstaltet, während denen Haushaltsartikel vorgeführt und verkauft wurden.
 - 11 P. Nora, Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux, in Id. (Hrsg.), Les lieux de mémoire, I, La République, Gallimard, Paris 1984, S. XVII–XLII.
 - 12 Gran Robert de la Langue Française, Ausgabe 1993, ad vocem.
 - 13 E. Alessandrone Perona, La Resistenza italiana nei musei, in »Passato e presente«, Jg. XVI (1998), Nr. 45, S. 135–148.
 - 14 Siehe Barcellini/A. Wiewiorka, Passant, souviens-toi! Les lieux du souvenir de la seconde guerre mondiale en France, Plon, Paris 1995.
 - 15 P. Di Cori, Le leggi razziali, in M. Isnenghi (Hrsg.), I luoghi della memoria. Simboli e miti dell'Italia unita, Laterza, Roma-Bari 1996, S. 461–476. Die Untertitel des zweiten und dritten Bandes, die 1997 veröffentlicht wurden, lauten Strukturen und events dell'Italia unita bzw. Personaggi e date dell'Italia unita.
 - 16 Der Ausstellungskatalog La menzogna della razza, Documenti ed immagini del razzismo e dell'antisemitismo fascista, herausgegeben vom Centro Furio Jesi, Grafis, Bologna 1994, ist auch ein pädagogisch wertvolles Hilfsmittel, um das Thema der Rassengesetze richtig anzugehen.
 - 17 T. Matta (Hrsg.), Un percorso della memoria. Guida ai luoghi della violenza nazista e fascista in Italia, 1943–1945, Istituto regionale per la storia del movimento di liberazione nel Friuli-Venezia Giulia-Electa, Mailand 1996.
 - 18 Vgl. Reinhard Rürup (Hrsg.), Topographie des Terrors. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem »Prinz-Albrecht-Gelände«. Eine Dokumentation, Ausstellungskatalog, Arenhövel, Berlin 1994 (die Ausstellung wurde von Februar–März 1994 auch in Mailand gezeigt und der Katalog aus diesem Anlass in italienischer Sprache veröffentlicht). Siehe auch T. Lutz (Hrsg.), Gedenkstätten für die Opfer des NS-Regimes, erw., S. 11 und 65. Die Berliner Stiftung ist auch als Veranstalter von Studienreisen für Forscher und Sachbearbeiter zu den verschiedenen Gedenkstätten aktiv: ein Bericht über eine dieser Reisen in S. Fattorini, Come conservare gli ex Lager? Come spiegarli ai giovani? in »Triangolo rosso«, N.S., Jg. XVIII, Nr. 1, Februar 1998, S. 38–43. Im Mai 1999 veranstaltete der Berliner Historiker Klaus Voigt von der Stiftung Topographie eine Studienreise deutscher im Gedenkstättenbereich Tätiger zu italienischen Gedenkstätten stattgefunden.
 - 19 Siehe hierzu C. Giacomozzi-G. Paleari, »Geschichte und Erinnerung« und »... per non dimenticare«: Erfahrungen von zwei Gemeinden Italiens, in »International Journal – Studies on the Audio-visual Testimony of Victims of the Nazi Crimes and Genocides«, Nr. 1, herausgegeben von der Fondation Auschwitz, Brüssel 1998; einiges auch in C. Giacomozzi, L'ombra del buio. Lager a Bolzano 1945–1995, in »Protagonisti, trimestrale di ricerca ed informazione dell'Istituto storico bellunese della Resistenza e dell'Età contemporanea«, Jg. XVI, Nr. 61, Oktober–Dezember 1995, S. 60–61 (Rezension der gleichnamigen Photoausstellung).
 - 20 N. Baiesi-G. Cova, Educa il luogo, in T. Matta (Hrsg.), Un percorso della memoria..., erw., S. 140–151.
 - 21 Siehe hierzu D. Meghnagi, La memoria di Ferramonti in pericolo, in »l'Unità«, 10. Oktober 1998.
 - 22 M. Halbwachs, Das kollektive Gedächtnis, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt a.M. 1985. Ich berufe mich hier auf die kurzgefassten Überlegungen zum Thema von T. Grande, La ricostruzione »in positivo« di una esperienza di internamento: il campo di Ferramonti di Tarsia, in D. Barazzetti/C. Leccardi (Hrsg.), Responsabilità e memoria. Linee per il futuro, La Nuova Italia Scientifica, Roma 1997, S. 192.
 - 23 Zum Film siehe C. Lanzmann u.a., Au sujet de Shoah, le film de Claude Lanzmann, Éditions Belin, Paris 1990. Anlass zu meinen hier kurz skizzierten Überlegungen zum Thema der Verankerung in

- den jeweiligen Orten haben auch einige Seiten eines Interviews von François Gantheret an Claude Lanzmann gegeben, das in diesem Band unter dem bedeutungsvollen Titel *Les non-lieux de la mémoire* (S. 280–292, aber siehe insbesondere S. 290) enthalten ist, und in dem der französische Regisseur hervorhebt, wie wichtig für die Verwirklichung seines Films eben die Erhaltung von materiellen Spuren der verschiedenen Standorte gewesen ist, und wie schwierig es ist, eine zusammenhängende Erinnerung da wiederherzustellen, wo jene Spuren verschwunden sind, wie zum Beispiel in Chelmino, wo das Schloss nun als Warenlager verwendet wird (Lanzmann bezeichnet es als einen wahrhaftigen *non-lieux de mémoire*).
- 24 Vgl. R. Gibertoni/A. Melodi (Hrsg.), *Il Museo Monumento al deportato a Carpi*, Electa, Mailand 1993, oder Id., *Il Campo di Fossoli e il Museo Monumento al deportato di Carpi*, in T. Matta (Hrsg.), *Un percorso della memoria...*, erw., S. 99–110. Das Museum hat zum Beispiel in Zusammenarbeit mit der Gemeindeverwaltung von Carpi und der Fondazione Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea in Mailand am 4.–8. September 1998 einen Studienaufenthalt in Auschwitz (zum Thema *Studiare per ricordare*) für Schullehrer veranstaltet.
 - 25 Vgl. *Capire la Risiera*. A Trieste un Lager del sistema nazista, Comune di Trieste-Civici Musei di Storia ed Arte, Trieste 1996. Zur Verwandlung der Risiera in ein Denkmal siehe M. Mucci, *La Risiera di San Sabba a Trieste. Un'architettura per la memoria*, in »Qualestoria«, Jg. XXIV, Nr. 2, Dezember 1996, S. 69–126.
 - 26 Vgl. C.S. Capogreco, Ferramonti. La vita e gli uomini del più grande campo di internamento fascista (1940–1943), Editrice La Giuntina, Firenze 1987, oder, in gekürzter Fassung, Id., *Il campo di concentramento di Ferramonti*, in T. Matta (Hrsg.), *Un percorso della memoria...*, erw., S. 36–55. 1998 hat die Stiftung ihr zehnjähriges Bestehen und ihre intensive Tätigkeit gefeiert. Unter anderem wird jährlich eine bedeutende internationale Konferenz zum Thema »Geschichte-Erinnerung-Identität« veranstaltet. Für eine eingehende Untersuchung der Tätigkeit der Stiftung siehe T. Grande, *La ricostruzione »in positivo« di un'esperienza di internamento: il campo di Ferramonti di Tarsia*, erw., S. 143.
 - 27 Die 1996 fertiggestellte »Casa della Resistenza« von Fondotoce wird von einem Verein verwaltet, dem Partisanenverbände, Deportiertenverbände, Jüdische Gemeinschaften und das Istituto storico della resistenza e della società contemporanea nel Novarese e nel VCO »P. Fornara« angehören. Zweck ihrer Tätigkeit ist es, das historische Gedächtnis des Ortes (das Areal und Mahnmahl Fondotoce) mit einem Dokumentations-, Forschungs-, Ausbildungs- und Informationszentrum zu verbinden, das einem weiten Benutzerkreis zugänglich sein soll.
 - 28 In G.P. Marchi-G. Massariello Merzagora (Hrsg.), *Il Lager. Il ritorno della memoria*, Aned/Lint, Triest 1997, in dem die Beiträge zur Internationalen Konferenz in Verona, 6.–7. April 1995 veröffentlicht sind, S. 45–62.
 - 29 Vgl. A. Tarpino, *Sentimenti del passato: la dimensione esistenziale del lavoro storico*, La Nuova Italia, Scandicci (Firenze) 1997, S. 271 ff.
 - 30 A. Cavaglion, *Mnemagoghi e memoriosi. Materiali per una unità didattica*, in E. Traverso (Hrsg.), *Insegnare Auschwitz...*, erw., S. 112–123.
 - 31 Inzwischen wurde das Gesetz, das den »Tag des Gedenkens« einführt, vom Abgeordnetenhaus in der Sitzung vom 28. März 2000 mit einstimmigem Votum verabschiedet. Als Datum wurde der 27. Januar gewählt, Jahrestag der Lagerbefreiung in Auschwitz. Im Gesetzentwurf, über den zum Zeitpunkt der Verfassung dieses Beitrages im Senat verhandelt wird, sind am Gedenktag lediglich einige öffentliche Feiern vorgesehen.
 - 32 P. Rossi, *Le arti della memoria: rinascite e trasfigurazioni*, in L. Bolzoni-P. Corsi (Hrsg.), *La cultura della memoria*, Il Mulino, Bologna 1992, S. 33–34.

Geschichte der Emigration, Vertreibung und Flucht der Juden aus Schleswig-Holstein von 1933 bis 1941

AUSSTELLUNG IN DER RENDSBURGER SYNAGOG E

Gerhard Paul

Nach der Ausstellung »Vergessene Kinder«, die die Lebenswege von acht jüdischen Kindern aus Schleswig-Holstein dokumentiert und seit ihrer Eröffnung am 27. Januar 1999 im Jüdischen Museum Rendsburg bereits an mehr als 20 Orten Schleswig-Holsteins mit großem Erfolg gezeigt wurde, ist seit dem 9. November 2000 bis zum 28. Februar 2001 im großen Saal der ehemaligen Rendsburger Synagoge eine Ausstellung zur Emigration, zur Vertreibung und zur Flucht der Juden aus dem nördlichsten Bundesland zu sehen. Es ist die erste Ausstellung dieser Art in Schleswig-Holstein. Inhaltlich wurde die Ausstellung, bei der es sich um eine gelungene Mischung aus Inszenierung und Dokumentation handelt, von Prof. Dr. Gerhard Paul (Universität Flensburg) sowie gestalterisch von Prof. Rolf Rainer Maria Borchard (Muthesius-Hochschule Kiel) konzipiert.

Die am 9. November 2000 vom schleswig-holsteinischen Landtagspräsidenten in Anwesenheit von ehemaligen jüdischen Schleswig-Holsteinern eröffnete Ausstellung verfolgt exemplarisch das Schicksal von acht jüdischen Familien aus Kiel, Lübeck, Schleswig und Rendsburg nach 1933. Soweit heute bekannt ist, konnten von der kleinen jüdischen Gemeinde in Schleswig-Holstein zwischen 1933 und 1941 etwa 1 000 Menschen Deutschland noch rechtzeitig verlassen. Dies war etwas mehr als die Hälfte aller hier lebenden Juden. Die übrigen wurde Opfer des Holocaust, unter ihnen auch etliche Juden, die nach 1933 zunächst ins europäische Ausland emigrieren konnten. An das Schicksal beider Gruppen und ihre verwinkelten Lebenswege zu erinnern, ist Sinn und Zweck der Ausstellung, die auf einen Beschluss des Beirats des Jüdischen Museums aus dem Jahr 1998 zurückgeht. Der Titel der Ausstellung »Was aus uns wird, bleibt ein Rätsel« stammt aus einem Brief einer Rendsburger Jüdin an ihren Bruder aus dem Juli 1938. Diese Zeile, die die Ungewissheit und das Rätselhafte der Situation aus der Wahrnehmung der Betroffenen wiedergibt, ist zugleich Leitmotto der Ausstellung.

Geschichte als Labyrinth

Zentrales Konstruktionsprinzip der Ausstellung ist das Labyrinth. Die Form des Labyrinths vermittelt nicht nur ein spezifisches, z.T. bedrückendes Raumgefühl, sondern auch ein modernes Verständnis von Geschichte als einem Labyrinth von Ereignissen, Prozessen und Deutungen. Geschichte ist eben keine simple Einbahnstraße, wie sie oftmals in Geschichtsbüchern vermittelt wird. Nur in den Erzählungen der Nachgeborenen folgt sie einer logischen Struktur, nicht in der Realität. Da kennt sie durchaus Alternativen, Sackgassen, Auswege, Windungen und sich überlagernde, ja z.T. widersprechende Deutungen. All dies trifft auch für den Nationalsozialismus im allgemeinen und seinen Rassenwahn im besonderen zu. Es gab eben keine Einbahnstraße von Hitlers Machtergreifung bis Auschwitz. Ein jüdischer Historiker sprach zurecht von der »twisted road«, der gewundenen Straße nach Auschwitz. Diese Windungen findet man auch

in der Ausstellung wieder. Der Weg zu der Opferwand der 1000 ermordeten Juden aus Schleswig-Holstein ist daher kein gerader, sondern ein verschlungener Weg, der immer engere Auswege kennt, wobei allerdings auch die frühe Emigration kein Königsweg der Rettung sein musste. So zeigt die Ausstellung, dass etliche ins europäische Ausland geflohene Juden dort nach 1939 von der deutschen Besatzung wieder eingeholt und in die Vernichtungslager deportiert wurden. Aber selbst Krieg und Besatzung bedeuteten nicht, dass *alle* Juden gefasst und deportiert wurden. Sowohl in Deutschland als auch in den besetzten Ländern überlebten immer wieder jüdische Menschen wie die Rendsburgerin Wally Gortatowski oder die Kieler Familie Goldberg.

Die Ausstellung folgt so nicht dem einfachen totalitarismustheoretischen Blick auf die Geschichte des Dritten Reiches. Sie macht vielmehr auch auf die Auswege aus dem Labyrinth der judenfeindlichen Verordnungen und Gesetze aufmerksam. Sie zeigt die Differenziertheit von Lebenswegen, die unterschiedliche Deutung des Verfolgungsgeschehens bei jüdischen Jugendlichen und ihren Eltern, bei Zionisten und Assimilanten. Aus der Perspektive privater Fotografien wird deutlich, dass jüdisches Leben nicht plötzlich 1933 zuende war, sondern sich im Gegenteil noch entfaltete, dass es nun auch in Schleswig-Holstein jüdische Schulen und zionistische Einrichtungen gab, dass man weiterhin in Urlaub fuhr, Familienfeste feierte und sogar zum Lachen aufgelegt war. Diese Bilder mögen irritieren, aber sie weisen auf eine vielfach unterschlagene historische Wirklichkeit hin, dass es jüdisches Leben unterm Hakenkreuz gab und sich die Juden keineswegs wehrlos wie Schafe zur Schlachtbank treiben ließen. Wer genau hinschaut, findet so auch Bilder junger jüdischer Männer in alliierter Uniform, die ihren ganz persönlichen Beitrag zum Widerstand der europäischen Demokratien gegen die faschistische Barbarei leisteten.

Vier Themenblöcke

Thematisch geht es in der Ausstellung um vier große Themenbereiche, die sich wie ein roter Faden durch die Inszenierung ziehen. Da ist zum einen die Geschichte von Ausgrenzung, Diskriminierung, Verfolgung und Vertreibung der Juden aus Schleswig-Holstein, beginnend mit dem Boykott vom 1. April 1933 und endend mit dem Auswanderungsverbot und den großen Deportationen vom Herbst 1941. Diese Verfolgungsgeschichte entwickelte sich in der braunen Provinz Schleswig-Holstein kaum anders als anderswo. Auf einer zweiten Ebene schildert die Ausstellung die Emigration und Flucht der acht Familien in die wichtigsten Zufluchtsländer in Europa, Amerika und Fernost und damit das Leben in der neuen Heimat. Auf einer weiteren Ebene geht es um die wenig bekannten Formen des jüdischen Alltags unterm Hakenkreuz in Schleswig-Holstein zwischen 1933 und 1941. Und schließlich wird auf die diversen Formen jüdischer Selbstbehauptung nach 1933 aufmerksam gemacht, angefangen vom jüdischen Schulwesen, über die Aktivitäten jüdischer Jugendgruppen bis hin zur organisierten Vorbereitung auf die Emigration und zu den Kindertransporten 1938/39.

Multiperspektivität des Betrachtens

Es erweist sich als Vorteil des Konstruktionsprinzips des Labyrinths, dass es unterschiedliche Perspektiven und Deutungen zulässt. Aus dem Innenraum des Dritten Reiches stellt sich das Geschehen anders dar als aus der Außenperspektive des Auslandes und der Emigration. Und wieder ganz anders ist die Perspektive von oben, von

*Blick in die Ausstellung:
1933; die Situation
von vier Familien
zu Beginn des
NS-Regimes und Blick
auf Jerusalem*



der Frauenempore aus. Von innen sieht man die Ansichten großer Emigrationszentren wie London, New York, Jerusalem oder Shanghai – Städte, die für viele als Symbole der Freiheit unerreichbar blieben. Der Blick von außen gestattet immer nur partielle Einblicke in den Innenraum des Dritten Reiches. Von oben, aus der Perspektive der Frauenempore, wird nicht nur eine Struktur des geschichtlichen Prozesses deutlich, sondern auch das verheerende Ergebnis des Rassenwahns. Und es wird erkennbar, dass die Barbarei des Nationalsozialismus nicht in einem abgeschirmten, nicht einsehbaren Raum stattfand, sondern unter den Augen der Weltöffentlichkeit, wobei die Frage nach dem Verhältnis von deutscher Judenpolitik und internationaler Immigrationspolitik aufschimmert. Aus jeder Perspektive kommt man so zu unterschiedlichen Deutungen des Themas und zu ganz unterschiedlichen Fragen.

Anschaulichkeit und Nachvollziehbarkeit

Arrangement und Exponate der Ausstellung machen die Prozesse von Emigration, Flucht und Vertreibung anschaulich und nachvollziehbar. Dabei konzentriert sie sich auf die drei Begriffe Region – Alltag – Familie, die für jeden Besucher nachvollziehbare, weil bekannte Erfahrungsräume darstellen. Diese drei Stichworte prägen entscheidend die inhaltliche Konzeption der Ausstellung. Die Reduktion des Geschehens auf den überschaubaren Personenkreis von acht Familien, unter ihnen etliche Kinder und Jugendliche, bietet Möglichkeiten der Identifikation mit Menschen aus der Region sowie mit Gleichaltrigen. Die Geschichte der acht Familien und der einzelnen Familienmitglieder kann in Fotografien und Dokumenten konkret nachvollzogen werden. Dabei wird zugleich deutlich, wie parallel zur Radikalisierung der NS-Judenpolitik diese Familien immer mehr auseinandergerissen und in alle Himmelsrichtungen verstreut wurden. Zahlreiche Fotografien spiegeln Alltagssituationen wider: den Schulbesuch, die Familienfeier, den Urlaub, die Sportveranstaltung usf. Dies soll vor allem jugendlichen Besuchern die Chance bieten, zu erschließen, was der NS-Rassenwahn besonders im Alltag von Kindern und Jugendlichen anrichtete. 90 Prozent der Fotografien beziehen sich auf Schleswig-Holstein. Nur gelegentlich wird auf Fotografien und Dokumente



*Links: Aprilboykott
1933 und frühe
Emigration nach
Palästina*

*Rechts: Die Opferwand
mit den Namen
der 1000 ermordeten
Schleswig-Holsteiner
und die Bilder
exemplarischer Opfer*

*Alle Fotos:
Gerhard Paul*

aus zentralen Archiven zurückgegriffen. Textdokumente werden nur wenige herangezogen diese vor allem wenn es darum geht, den bürokratisch-administrativen Charakter der Judenverfolgung zu veranschaulichen.

Die Perspektive der Opfer

Die gewählte Perspektive und die verwendeten Dokumente lassen die Perspektive der betroffenen Opfer erkennen. Dies wurde möglich, weil die Ausstellungsmacher auf einen großen Fundus von mehr als 1 200 Fotografien zurückgreifen konnten, die zum weit überwiegenden Teil aus jüdischem Privatbesitz stammen. Erstmals kann damit die Geschichte von Judenverfolgung und Emigration in Schleswig-Holstein aus der Perspektive der betroffenen jüdischen Menschen selbst betrachtet werden. Die Seite der Verfolgung bildet sich in diesen Privatfotografien allerdings nur peripher ab, so im Bild des jüdischen Lehrers, der nach der so genannten Reichskristallnacht mit der versteckten Kamera die Kieler Synagoge fotografierte, oder in dem Bild aus einer jüdischen Wohnung in Kiel, auf der man die bereits wieder aufgeräumte Wohnung am Tage nach dem Pogrom sieht und nur erahnen kann, wie die SA-Horden in jener Nacht auch hier gehaust haben. Auf die Abbildung des Holocaust selbst wird verzichtet. Er entzieht sich nach Auffassung der Ausstellungsmacher der Darstellung. Am Ende der Ausstellung trifft man so lediglich auf eine überdimensionale schlichte Wand mit den Namen von mehr als 1000 Opfern des Holocaust, an der eindrucksvoll Porträtfotografien der betroffenen Opfer aus den acht Familien lehnen.

Geschichte als Aneignungsprozess

Geschichte wird in der Rendsburger Ausstellung als aktiver Aneignungsprozess interpretiert, die sich in erster Linie in den Köpfen der Betrachter vollzieht. Die Ausstellung gibt so keine wie auch immer gut gemeinte volkspädagogische Deutung mit dem moralischen Zeigefinger vor, sondern bietet vielmehr Möglichkeiten der offenen Interpretation des Geschehens an. Will man die Geschichte von Emigration, Vertreibung und Flucht verstehen, muss man sie sich aneignen. Nur wer bereit ist, wirklich Neues

zu erfahren, wird Sachverhalte entdecken, die nicht in den Texten vorgegeben sind, wird die Bilder und Geschichten der acht Familien und der mehr als 40 Familienmitglieder zu einer Geschichte zusammenfügen, wird regionale Bezüge herstellen und Zusammenhänge entwickeln.

Von diesem Verständnis von Geschichte ist es konsequent, dass sich die Ausstellung auf ein Minimum an strukturierenden Hilfen und Texten beschränkt. Hierzu zählen die durch den Aufbau der Ausstellung vorgegebenen Phasen von Emigration, Vertreibung und Flucht: die Nürnberger Rassengesetze des Jahres 1935, das Krisenjahr 1938 sowie das Jahr 1941, in dem die bisherige Judenverfolgung in den Massenmord an den Juden Europas umschlug. Diese Jahre bilden gewissermaßen die unsichtbare strukturierende Folie, auf der die Geschichten der acht Familien zu betrachten sind. Durch immer engere Räume und Gänge wird zugleich die Radikalisierung und Dramatisierung des Geschehens unterstrichen.

Bewegt man sich in der Ausstellung nur vorwärts, wird man nur mit der Propaganda und Bürokratie des NS-Rassenwahns konfrontiert. Dreht man sich um und betrachtet die Rückseiten und Seitenwände, so wird man dagegen etwas vom jüdischen Leben unterm Hakenkreuz erfahren. Didaktisch begleitet wird die Ausstellung von Lehramtsstudierenden der Universität Flensburg.

Ergänzt wird die Ausstellung durch einen Film des NDR, der einen Zusammenschnitt von Interviews der letzten Jahre mit emigrierten ehemaligen jüdischen Schleswig-Holsteinern und Schleswig-Holsteinerinnen enthält. Für interessierte Besucher und Besucherinnen stehen darüber hinaus Mappen mit ergänzenden Texten und Dokumenten zur Geschichte der acht jüdischen Familien zur Verfügung, die zur Vertiefung in die Thematik und die Familienbiographien einladen.

»Hoffentlich klappt alles zum Guten...«

Zeitgleich mit dem Beginn der Ausstellung konnte der Öffentlichkeit der zweite Band der von Prof. Dr. Gerhard Paul herausgegebenen »Quellen und Studien zur jüdischen Geschichte Schleswig-Holsteins« vorgestellt werden. Der unter dem Titel »Hoffentlich klappt alles zum Guten...« Die Briefe der jüdischen Schwestern Bertha und Dora Lexandrowitz (1939–1941)« erschienene Band enthält eine Sammlung von 50 Briefen und Postkarten zweier junger jüdischer Frauen aus Lübeck, deren Lebensgeschichte auch in der Ausstellung thematisiert wird. Zwischen Kriegsbeginn 1939 und dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941 berichteten die Schwestern aus Lübeck an ihre Verwandten im fernen Shanghai über die Reste jüdischen Lebens in der Hansestadt und ihre verzweifelten, letztlich tödlich endenden Versuche, Deutschland noch rechtzeitig vor den Deportationen in die Vernichtungslager verlassen zu können. Heidemarie Kugler-Weimann (Lübeck) und Hella Peperkorn (Hamburg) haben die Briefe, die sich heute im Original im Archiv des Jüdischen Museums Rendsburg befinden, mit Akribie und großer Sorgfalt bearbeitet und kommentiert.

*Prof. Dr. Gerhard Paul
ist Professor für
Geschichte und
Didaktik der
Geschichte an der
Universität Flensburg.
Zur NS-Geschichte, mit
Schwerpunkt Gestapo
und Polizei, hat er
zahlreiche Bücher
veröffentlicht.*

*Die Ausstellung ist zu sehen bis 28. 2. 2001, Jüdisches Museum Rendsburg,
Prinzessinstraße 7–8, Öffnungszeiten: Di–Sa 11–13, 16–18 Uhr; So 15–18 Uhr.
Eintritt frei. Für Gruppen Führungen auch außerhalb der Öffnungszeiten,
Auskünfte: Dr. Frauke Dettmer, Jüdisches Museum Rendsburg, Tel. 043 31/252 62
Prof. Dr. Gerhard Paul, Universität Flensburg, Tel. 04 61/313 00.*

EINLADUNG UND PROGRAMM

Bundeszentrale für politische Bildung
 Friedrich-Ebert-Stiftung
 Kreismuseum Wewelsburg
 Planungswerkstatt Erinnerungskultur:
 Geschichte in Ostwestfalen-Lippe 1933–1945.
 Wege der Erinnerung
 Stiftung Topographie des Terrors

Ostwestfälische Provinz im Spannungsfeld von SS-Ideologie, SS-Mythen und Lageralltag

35. bundesweites Gedenkstättenseminar
 vom 24.–27. Mai 2001 in Ostwestfalen-Lippe

Seminarbeginn Donnerstag, 24. Mai 2001, 15 Uhr
 Seminarende Sonntag, 27. Mai 2001, 14.30 Uhr

Tagungsort Landhotel Waldwinkel, Roter Landweg 3,
 33181 Wünnenberg-Bleiwäsche
 Telefon 029 53/7070, Fax 029 53/7072 22

Tagungsleitung *Wulff E. Brebeck*, Wewelsburg
Dr. Juliane Kerzel, Gütersloh
Thomas Lutz, Berlin
Ulrike Puvogel, Bonn
Manfred Struck, Bonn

Programm

Donnerstag, 24. Mai 2001

Tagungsort: Landhotel Waldwinkel

- bis 15 Uhr Anfahrt zum Landhotel Waldwinkel, Zimmerverteilung
- 15 Uhr Kaffee und Kuchen
- 15.30 Uhr Begrüßung, Grußworte etc.
- 16 Uhr Aktuelle Fragen der Gedenkstätten: Selbstverständnis,
Organisation
Leitung: *Thomas Lutz*
- 18 Uhr Abendessen
- 19.30 Uhr Die Bedeutung der SS-Ideologie
für das System der Konzentrationslager
Dr. Karin Orth, Freiburg
Leitung: *Dr. Jan Erik Schulte*, Wewelsburg

Freitag, 25. Mai 2001

Tagungsort: Kreismuseum Wewelsburg

- 8.30 Uhr Abfahrt von Bad Wünnenberg nach Wewelsburg mit dem Bus
- 9 Uhr Grußwort des Landrats des Kreises Paderborn
Dr. Rudolf Wansleben
Einführung in die Geschichte des Ortes
Wulff E. Brebeck
- anschließend Rundgang durch die Ausstellung; Nordturm und Ort
Bestandsaufnahme in 3 Gruppen
Leitung: *Wulff E. Brebeck*, *Kirsten John-Stucke*,
Andreas Pflock
- 13 Uhr Mittagessen
- 14.30 Uhr Fortsetzung der Bestandsaufnahme in Gruppen:
Neue Konzeption der Ausstellung, Auswertungsgespräch
- 17.30 Uhr Diskussion
- 18 Uhr Rückfahrt
- 19 Uhr Abendessen im Tagungshotel
Film: »Die Schwarze Sonne«
Gespräch mit *Rüdiger Sünner*
Leitung: *Wulff E. Brebeck*

Samstag, 26. Mai 2001

Tagungsort: Landhotel Waldwinkel

- 9 Uhr Vortrag
Stilisierung der Externsteine
als Weihestätte seit dem 19. Jahrhundert
Dr. Uta Halle, Dörentrup
Leitung: *Kirsten John-Stucke*
- 10 Uhr Busexkursion zu den Externsteinen in Horn-Bad Meinberg
- 13 Uhr Mittagessen im Tagungshotel
- 14 Uhr »Info-Börse« im Foyer des Hotels
- 16 Uhr Kaffeepause
- 16.30 Uhr Arbeitsgruppen
1. Rechte Musik
Christian Dornbusch, Düsseldorf
 2. Rechtsextreme im Internet
Wolfgang Madl, Innsbruck
 3. Gedenkstättenarbeit mit rechten Gruppen in Verbindung
mit Antirassismuserbeit
Christine Mähler, Oranienburg
 4. Rezeptionsgeschichte des Heiligen Grals
Gabriele Fischer, Köln
 5. Feldforschung (rechte Gruppen und Okkultismus)
Michael Weisfeld, Bremen
- 18 Uhr Abendessen
- 19 Uhr Vorstellung der Planungswerkstatt Erinnerungskultur:
Geschichte in Ostwestfalen-Lippe 1933–1945.
Wege der Erinnerung
Dr. Juliane Kerzel, Gütersloh
Leitung: *Thomas Lutz*

Sonntag, 27. Mai 2001

Tagungsort: Schloß Holte – Stukenbrock,

Dokumentationsstätte Stalag 326 (VI K) Senne

- 9 Uhr Abfahrt mit dem Bus von Bad Wünnenberg
nach Schloß Holte – Stukenbrock
- 10 Uhr Rundgang durch die Dokumentationsstätte Stalag 326
Leitung: *Werner Busch, Dr. Reinhard Otto*
- 12.30 Uhr Busabfahrt von der Dokumentationsstätte
- 13.30 Uhr Ankunft des Bustransfers am Hauptbahnhof Bielefeld
- 13.30 Uhr Ankunft im Tagungshotel Landhotel Waldwinkel
Tagungsende

Anmeldeformular (Anmeldeschluss 7. Mai 2001)

Planungswerkstatt Erinnerungskultur
c/o Service Recht und Kultur
Dr. Juliane Kerzel
33324 Gütersloh
Fax 052 41/85 10 07

Verbindliche Anmeldung zum 35. bundesweiten Gedenkstättenseminar: »Ostwestfälische Provinz im Spannungsfeld von SS-Ideologie, SS-Mythen und Lageralltag« vom 24.-27. Mai 2001 in Ostwestfalen-Lippe

Hiermit melde ich mich verbindlich zum o.g. Seminar an:

Name, Vorname _____

Institution _____

Adresse _____

Telefon, Fax _____

- ☐ Ich zahle den normalen Seminarbeitrag in Höhe von DM 100,—.
☐ Ich bitte um die Ermäßigung auf den Beitrag von DM 70,—.

Grund _____

- www. ☐ Ich bitte um Unterbringung in einem Einzelzimmer (Zuschlag DM 200,—).
waldwinkel.de ☐ Ich bitte um vegetarisches Essen.
☐ Ich benötige einen Bustransfer nach Schloß Holte-Stukenbrock, Sonntag 9 Uhr.
☐ weiter nach Hauptbahnhof Bielefeld
☐ zurück zum Tagungshotel Wünnenberg

Ich möchte die »Info-Börse« nutzen, um meine Gedenkstätte oder Institution vorzustellen und benötige dazu folgende Hilfsmittel (z.B. Stellwand, Tisch):

Hilfsmittel _____

(Zutreffendes bitte oben in den Kästchen ankreuzen oder eintragen.)

Nach der Anmeldung erhalten Sie eine Rechnung sowie genaue Anreisehinweise, aus denen Sie erschen können, von welchem Bahnhof ein Bustransfer zum Hotel von uns organisiert wird. Wir weisen darauf hin, dass nach dem 15. Mai nur noch in begründeten Fällen (z.B. nachgewiesene Krankheit) der Tagungsbeitrag zurückerstattet wird.

Datum _____ Unterschrift _____

»Dr. Margarete Blank. Justizmord und Erinnerungspolitik«

EIN AUSSTELLUNGSPROJEKT IN DER GEDENKSTÄTTE
MÜNCHNER PLATZ DRESDEN

Birgit Sack

Die Gedenkstätte Münchner Platz Dresden

Die Gedenkstätte erinnert an die politische Strafjustiz und ihre Opfer im Justizkomplex am Münchner Platz zur Zeit der nationalsozialistischen Diktatur, der sowjetischen Besatzung und der frühen DDR. Seit seiner Eröffnung als Königlich-Sächsisches Landgericht im Jahr 1907 bis 1956 wurde der Ort als Gerichtsgebäude, Haftanstalt und Hinrichtungsstätte genutzt. 1957 übernahm die damalige Technische Hochschule (heute: Technische Universität) Dresden das Gebäude und ließ es zu einem Lehrgebäude umbauen. Die 1959 im Umfeld des ehemaligen Richthofs eingeweihte Mahn- und Gedenkstätte konzentrierte sich bis ins Jahr 1992 auf den kommunistischen Widerstand während der nationalsozialistischen Diktatur. Die abermalige Instrumentalisierung der Justiz am Münchner Platz für politische Zwecke nach 1945 blieb ausgespart. Die Gedenkstätte selbst diente vorrangig politisch-propagandistischen Zwecken.

Heute gehört die Gedenkstätte Münchner Platz Dresden zur Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft.

Bis zur Eröffnung zweier ständiger Expositionen zur Strafjustiz der Diktaturen am Münchner Platz zeigt die Gedenkstätte »Bausteine« der künftigen Dauerausstellungen.

Den Anfang macht der Justizmord an der Ärztin Dr. Margarete Blank.¹ Eine Ausstellung in der zweiten Jahreshälfte 2001 wird sich Widerstand und Verfolgung im »Protektorat Böhmen und Mähren« sowie im »Sudetengau« zuwenden, bildeten Tschechen doch die mit Abstand größte Gruppe der etwa 1 300 während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft am Münchner Platz Hingerichteten.

»Dr. Margarete Blank. Justizmord und Erinnerungspolitik«

Am 8. Februar 1945, dem letzten Hinrichtungstag am Münchner Platz während der nationalsozialistischen Diktatur, starb Margarete Blank dort unter dem Fallbeil. Ein Oberstabsarzt hatte sie wegen russlandfreundlicher und den »Endsieg« anzweifelnder Äußerungen gegenüber seiner Frau denunziert. Es folgte am 15. Dezember 1944 die Verurteilung durch den 6. Senat des Volksgerichtshofs, der zu diesem Zweck im Landgericht am Münchner Platz tagte, nach Paragraph 5 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung (KSSVO) wegen »schwer zersetzender Äußerungen« gegenüber einer Soldatenfrau zum Tod und dauernden Ehrverlust.

Am Anfang der Ausstellung, die gemeinsam mit dem Berliner Gestalterbüro gewerk konzipiert wurde, wird Margarete Blank selbst und ihr Leben, bevor sie in die Mühlen der nationalsozialistischen Justiz geriet, vorgestellt.

Im Mittelpunkt der Ausstellung steht der Justizmord an der Ärztin baltendeutscher Herkunft, die seit 1924 die deutsche Staatsangehörigkeit besaß und eine Landarztpraxis in der unweit Leipzigs gelegenen Gemeinde Panitzsch betrieb. Einem Teil der

Margarete Blank
(erste von links), ihre
Schwester Eleonore
und ein Freund
der Schwestern,
1930er Jahre.
Foto: Sächsisches
Staatsarchiv Leipzig,
Margarete Blank, Nr. 34

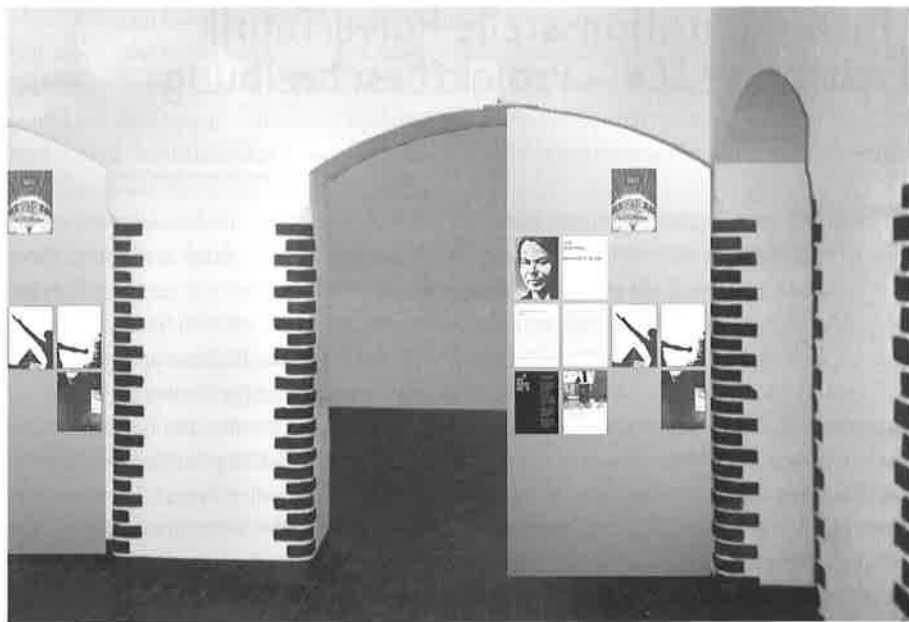


Einwohner von Panitzsch war die »Russin« suspekt. Unsinnige Gerüchte waren über sie in Umlauf, wie jenes, sie gebe feindlichen Fliegern Blinkzeichen.

Exemplarisch thematisiert wird in diesem Teil der Ausstellung das Widerstehen und das Bewahren der eigenen Würde in der Diktatur einerseits, Fremdenfeindlichkeit, Bereitschaft zu Ausgrenzung und Denunziation sowie die Beteiligung der Justiz an der Verfolgung und Ermordung von »Feinden« der »Volksgemeinschaft« andererseits. So wird das an dem Todesurteil beteiligte haupt- und ehrenamtliche Justizpersonal des Volksgerichtshofs mittels Fotos, Dokumenten und Biogrammen präsentiert.

Anhand eines Prozesses vor dem Leipziger Schwurgericht 1946 gegen zwei Frauen, die an der Denunziation und strafrechtlichen Verfolgung von Margarete Blank beteiligt waren, wird beispielhaft der Umgang der ostdeutschen Justizbehörden mit den nationalsozialistischen Verbrechen thematisiert. Einen Einblick in den Umgang der bundesrepublikanischen Justiz mit NS-Belasteten aus der eigenen Zunft bietet das Anfang der 60er Jahre eingeleitete Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Ulm wegen Beihilfe zur Rechtsbeugung und Totschlags gegen einen ehemaligen Vertreter des Oberreichsanwalts beim Volksgerichtshof. Im Zuge der Ermittlungen wurde auch der Prozess gegen Margarete Blank noch einmal aufgerollt.

Als angebliche Widerstandskämpferin der Gruppe um den ehemaligen kommunistischen Reichstagsabgeordneten Georg Schumann spielte Margarete Blank in der Erinnerungspolitik der DDR eine wichtige Rolle. So fand sie Aufnahme in die vom Institut für Marxismus-Leninismus herausgegebenen biographischen Standardwerke »Erkämpft das Menschenrecht« und »Deutsche Widerstandskämpfer«. Sie avancierte zu einer Ikone des »antifaschistischen Widerstandskampfs« und Pionierin des sozialistischen Gesundheitswesens der DDR. Der Blick auf Margarete Blank in der Erinnerungspolitik der DDR im letzten Ausstellungsabschnitt soll zur Auseinandersetzung mit dem DDR-Antifaschismus anregen, der das äußere Erscheinungsbild der Gedenkstätte Münchner Platz bis heute stark prägt.



*Blick in den
Ausstellungsraum,
Computersimulation
Foto: gewerk. Für
Konzept und
Gestaltung, Berlin*

Als Ausstellungsfläche dient derselbe Ort, der seit 1986 – bis zu seiner Schließung im Jahr 1996 wegen gravierender inhaltlicher Mängel – das so genannte »Museum des antifaschistischen Widerstandskampfes« beherbergte. Ursprünglich wurde der Raum von der Staatsanwaltschaft bzw. der Rechtshilfeabteilung des Königlichen Amtsgerichts als Asservatenkammer genutzt.

Für die Neugestaltung des Raumes werden dreidimensionale Module, die flexibel auf unterschiedliche Ausstellungsinhalte reagieren können, verwandt. Die Architektur dieser Vitrinen nimmt die Form der aus der Entstehungszeit vorgegebenen Rundbögen auf. Die Fenster der Vitrinen entsprechen dem allgemeinen Gestaltungsraster und sind aus der Fläche ausgeschnitten, um Text- und Bildmaterial austauschen zu können. Der Innenraum der Vitrine kann für die Präsentation dreidimensionaler Objekte oder für Rückprojektionen genutzt und mit einem Beleuchtungssystem versehen werden. Der ursprünglichen Dreiteilung des Raums entsprechen drei Tische mit Dokumenten zum Blättern, die als »aktive« Vertiefungsebene dienen.

Ausstellungsbegleitend erscheint die Publikation: Dr. Margarete Blank (1901–1945). Justizmord und Erinnerungspolitik, bearbeitet und eingeleitet von Birgit Sack, Dresden 2000 (Lebenszeugnisse – Leidenswege. Eine Heftreihe herausgegeben von Norbert Haase und Clemens Vollnhals im Auftrag der Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer politischer Gewaltherrschaft in Zusammenarbeit mit dem Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V. an der TU Dresden, Heft 11).²

*Dr. Birgit Sack ist
wissenschaftliche
Leiterin der Gedenk-
stätte Münchner Platz
in Dresden.*

¹ Siehe dazu auch unter den Veranstaltungshinweisen am Schluss des GedenkstättenRundbriefs.

² Zu beziehen zum Preis von 10 DM plus Versandkosten über die Stiftung Sächsische Gedenkstätten, Altzeller Straße 19, 01069 Dresden, Tel. 03 51/469 55 40, E-Mail: info@stsg.de

Anmerkungen

»Dokumentationsstelle Pulverfabrik Liebenau e.V.« – Projektbeschreibung

Martin Guse

Im Sommer 1939 begann die Firma Wolff & Co. aus Walsrode mit dem Bau einer Pulverfabrik in der unmittelbaren Umgebung der Ortschaften Liebenau und Steyerberg (Kreis Nienburg/Weser). In einem ausgedehnten Waldgebiet übernahmen der Reichsarbeitsdienst und über 70 Vertragsfirmen die Planierungsarbeiten, den Straßen-, Hoch- und Tiefbau sowie die Installationsarbeiten. Auf einer Gesamtfläche von ca. 12 qkm errichteten sie insgesamt 336 Gebäude. Die einzelnen, in Stahlbetonskelett-Bauweise errichteten, Gebäude lagen aus Sicherheitsgründen weit auseinander. Die flachen Betondächer waren zur Tarnung mit einer Erdschicht bedeckt und bepflanzt. Zum Betrieb der Anlage wurden 200 Kilometer Kabelleitungen für Licht und Strom, 84 Kilometer Betonstraßen und 42 Kilometer Eisenbahnschienen gebaut. Im Bereich der Kraftwerke und der Nitroglyzerinanlagen waren 21 Bauten unterirdisch angelegt. Ab 1941 produzierte die von Wolff & Co. gegründete Tochterfirma »Eibia« verschiedene Pulvergrundstoffe, Pulver und Raketentreibsätze. Bis in das Jahr 1945 belief sich die Gesamtproduktion in Liebenau auf 40790 Tonnen Pulver. Die Arbeit war durch eine erhöhte Unfall- und Explosionsgefahr und den Umgang mit gesundheitsschädlichen Stoffen gekennzeichnet. Zeitzeugen berichten von entsprechenden Haar- und Hautverfärbungen und erheblichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Für die Arbeit in den verschiedenen Produktionsabschnitten wurden schätzungsweise ca. 10 000 Menschen eingesetzt. Neben vergleichsweise wenigen deutschen Arbeitskräften waren dies vor

*Gebäude der
Pulverfabrik Liebenau
im heutigen Zustand.
Foto: Martin Guse.*



allem Kriegsgefangene, Fremd- und Zwangsarbeiter/innen aus den unterschiedlichsten Nationen sowie die Häftlinge des »Arbeitserziehungslagers« Liebenau. Vor allem die Häftlinge dieses Lagers, die sowjetischen Kriegsgefangenen und die Zwangsarbeiter/innen aus den osteuropäischen Ländern waren lebensfeindlichen Wohn-, Verpflegungs- und Arbeitsbedingungen ausgesetzt. Ca. 2 000 Todesopfer wurden auf einem Friedhof am Rande des Werksgeländes begraben.

Im Zusammenhang mit der Pulverfabrik existierten zahlreiche Lager, die zum Teil noch heute zum Ortsbild der Gemeinden Steyerberg und Liebenau gehören: zwei Steinlager in Liebenau und Steyerberg, das sog. »Ledigenheim« für deutsche Angestellte in Liebenau sowie diverse Barackenlager, wie zum Beispiel das »Ostarbeiterlager« Steyerberg und das »Arbeitserziehungslager« Liebenau (1940 bis 1943).

Nach Kriegsende wurden die Anlagen von den englischen Besatzungstruppen übernommen, und auch die Bundeswehr nutzte später einige Gebäude als Munitionsdepot. In den 50er und 60er Jahren entwickelte sich die z.T. zuvor demontierte Fabrik zu einem der größten Munitionswerke im NATO-Gebiet. So wurde auf dem Gelände bis in das Jahr 1994 Munition hergestellt – zuletzt durch die niederländische Firma »Eurometaal«.

Die Tradition der militärischen Nutzung mit der damit einhergehenden sicherheitsrelevanten »Abschottung« hat bis dato eine Aufarbeitung der Geschichte der Pulverfabrik verhindert. Der Öffentlichkeit blieben Ausmaß und Bedeutung der Anlage nahezu unbekannt, die Fabrik und der Hintergrund ihrer Entstehung für die Bevölkerung »geheimnisumwittert«. Länger als 50 Jahre hat die militärische Nutzung des Geländes das wirtschaftliche, soziale und politische Leben der Gemeinden Liebenau und Steyerberg maßgeblich bestimmt. Der im Mai 1999 gegründete Verein »Dokumentationsstelle Pulverfabrik Liebenau« wird deshalb ideell maßgeblich von der Gemeinde Steyerberg und der Samtgemeinde Liebenau getragen. Zunächst wird in einem vom Land Nieder-



*Gebäude der
Pulverfabrik Liebenau
im heutigen Zustand.
Foto: Martin Guse.*

sachsen geförderten zweijährigen Projekt (Projekttitle: »Recherche, Publikation und museumspädagogische Konzeption zur Geschichte der Pulverfabrik Liebenau 1938–1945«) versucht, die Geschichte der Pulverfabrik und der in diesem Zusammenhang errichteten Lager und Bauten sowie des »Arbeitserziehungslagers« Liebenau möglichst umfassend zu rekonstruieren. Dazu werden bisherige – punktuelle und zum Teil unveröffentlichte – Forschungsarbeiten (Wessels, Espelage, Rohlffing, Tech) berücksichtigt und Archivmaterialien, zeitgeschichtliche Fotos und Zeitzeugenberichte erschlossen und ausgewertet. Die ersten Ergebnisse werden bis zum Oktober 2001

- a) in eine Broschüre zur Zwangsarbeit der ukrainischen Familie Derewjanko in Berlin und Liebenau (Kooperation mit Sophie-Scholl-Oberschule in Berlin) und
- b) in ein Manuskript zu einer ersten umfangreicheren Publikation zur Geschichte der Pulverfabrik sowie
- c) in ein museumspädagogisches-didaktisches Gesamtkonzept für die künftige Dokumentationsstelle münden.

Das Projekt wird vom Autor koordiniert. Die Historiker/innen Jens Mastnak aus Liebenau-Binnen sowie Bernhard Strebel, Renate Riebe und Dr. Andrea Tech aus Hannover ergänzen das Team. Sie forschen auf Honorarbasis zu einzelnen thematischen Schwerpunkten. Neben der Archivrecherche wird zur Zeit die Zusammenarbeit mit interessierten Bürger/innen und Zeitzeug/innen aus der Umgebung und ehemaligen Zwangsarbeiter/innen aus verschiedensten Nationen ausgebaut.

Hervorzuheben ist, dass mittlerweile eine 10-köpfige Jugend-Arbeitsgemeinschaft zur Geschichte der Pulverfabrik etabliert werden konnte, die vom Rechercheteam betreut wird. So begleiteten die 16 bis 21 Jahre alten Jugendlichen (5 junge Frauen und 5 junge Männer) aus Liebenau und der näheren Umgebung im Mai diesen Jahres bereits den Besuch der ehemaligen Zwangsarbeiterin Katerina Derewjanko aus Lwow (Lemberg). Sie fertigen in den nächsten Monaten einen eigenen Videofilm, eine Fotodokumentation bzw. eine Wandzeitung/Ausstellung und wirken bei der Erstellung der erwähnten Broschüre mit. Der weiteren Entwicklung dieses internen Projektes sehen wir sehr gespannt entgegen.

In der Dokumentationsstelle, die ggf. in einem Gebäude des ehemaligen Pulverwerkes eingerichtet wird, sollen interessierte Besucher/innen – vor allem die Schüler/innen der unterschiedlichsten Jahrgänge – die Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit der Thematik »Nationalsozialismus« erhalten. Im Anschluß an das zweijährige Forschungsprojekt werden die gewonnenen Erkenntnisse deshalb unmittelbar für die pädagogische Praxis – d.h. für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit – nutzbar gemacht und multimediale Präsentationsformen wie Ausstellungen, Modelle, videoteknische und computergestützte Anwendungen entwickelt. Schwerpunkte der Dokumentationsstelle sollen folgende Themenbereiche sein: Häftlings- und Zwangsarbeit, NS-Wirtschafts- und Rüstungspolitik, »Arbeitserziehungslager« Liebenau.

Wir bitten alle Personen oder Institutionen, die mit Hinweisen, Materialien, Berichten oder Fotografien zur Aufklärung der Geschichte der Pulverfabrik beitragen können, um ihre Unterstützung.

*Kontakt: Dokumentationsstelle Pulverfabrik Liebenau e.V.
z. Hd. Herrn Martin Guse, Postfach 12 27, 31615 Liebenau
Tel. 050 23/15 75, Fax 050 23/94 59 78, E-Mail: MPGuse@t-online.de*

Martin Guse arbeitet in der Jugendhilfe und hat bei verschiedenen Projekten zur NS-Geschichte mitgewirkt, u.a. der Wanderausstellung »Wir hätten gerade angefangen zu leben.« zur Geschichte der Jugend-KZ. Seit 1999 ist er ehrenamtlicher Geschäftsführer der hier beschriebenen Dokumentationsstelle

Ein Haus mit einer Geschichte

VIRTUELLER BESUCH IM ANNE FRANK HAUS

Wolfgang Madl

Was Anne Frank im Versteck der Amsterdamer Prinsengracht 263 zwischen 1942 und 1944 ihrem Tagebuch anvertraute, fesselt bis heute Millionen von Menschen. Mehr noch, mit der Veröffentlichung des Tagebuchs von Anne Frank begann die Erinnerung an Vergangenes und Verdrängtes für eine breite Öffentlichkeit. Das Einzelschicksal bewegte die Leser und das junge, jüdische Mädchen gab so Millionen von Opfern des Nationalsozialismus stellvertretend eine Identität.

Auch heute wird das Tagebuch der Anne Frank noch gerne als Einstieg für die Auseinandersetzung mit dem Holocaust verwendet. Besonders junge Menschen finden über die Lektüre dieses Buches einen Zugang zur schwierigen Materie.

Von der ersten Veröffentlichung der Tagebuchaufzeichnungen als »Het Achterhuis« (Das Hinterhaus) 1947, über die Eröffnung des Anne Frank Hauses in Amsterdam 1960 bis heute haben sich sowohl die Vermittlung des Holocaust als auch die Medien, über die Inhalte transportiert werden, verändert. Die neue CD-ROM »Anne Frank Haus – Ein Haus mit einer Geschichte« versucht diesen Entwicklungen Rechnung zu tragen.

Die CD-ROM ermöglicht einen virtuellen Rundgang durch das Haus in der Prinsengracht 263, dessen Einrichtung eigens für die Produktion der CD-ROM originalgetreu rekonstruiert wurde. Der Besucher lernt, sich im Haus zu orientieren, erfährt über die Nutzung der Räume und die Bedeutung von Gegenständen. Ein Teil der CD-ROM beschäftigt sich mit dem Leben der Menschen im Versteck, ihrem Tagesablauf und ihrem Verhältnis zu den Helfern. Durch Zeitleisten wird das Leben von Anne Frank mit der Geschichte des Hauses und den Ereignissen außerhalb in Verbindung gesetzt. Besonders die Zeitleiste zu Holocaust und Zweitem Weltkrieg hilft, das Leben von Anne Frank in den historischen Kontext einzuordnen. Lediglich die Beschreibung der Personen ist etwas spärlich ausgefallen – hier wären detailliertere Biographien wünschenswert gewesen.

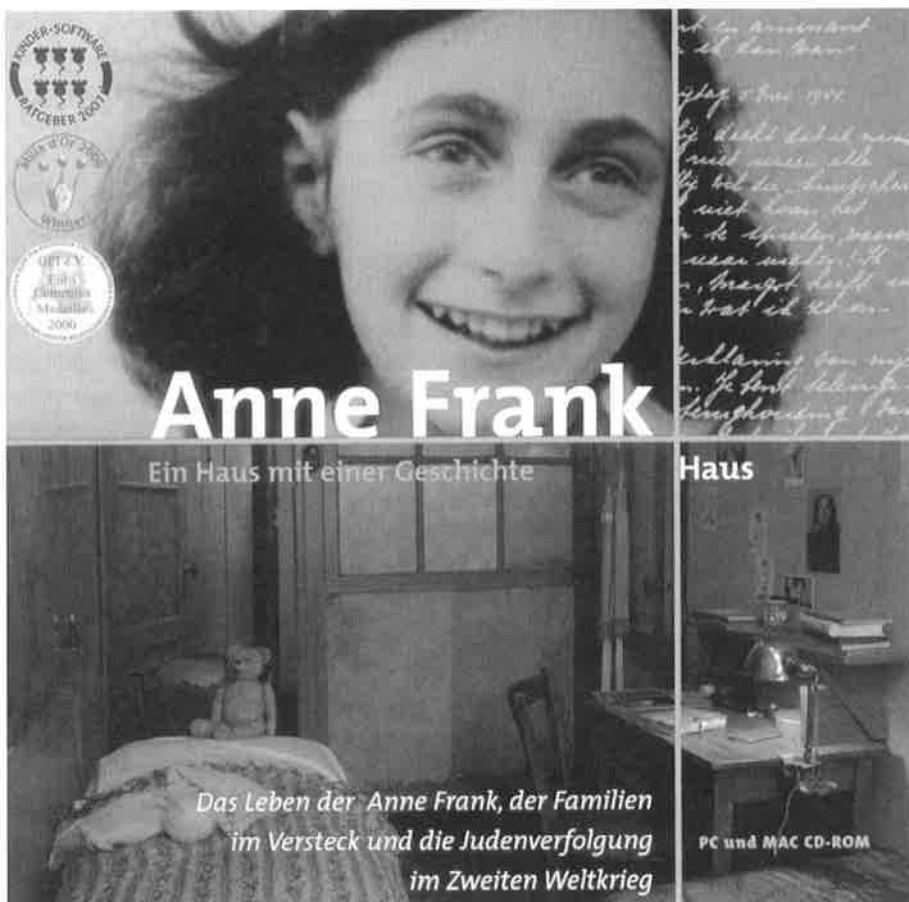
Der virtuelle Rundgang durch das Gebäude kann die Atmosphäre enger Gänge, winziger Räume und steiler Treppen eines Hauses in der Amsterdamer Innenstadt nur bedingt wiedergeben. Auch wird die Lektüre des Buches durch die CD-ROM nicht ersetzt. Durch die Vielzahl von historischen Aufnahmen, Interviews mit Zeitzeugen, Videosequenzen und Tagebuchzitaten entsteht jedoch Schritt für Schritt ein besserer Eindruck über das Leben im Haus und die im Buch beschriebenen Personen. Die CD-ROM ist somit eine sinnvolle Ergänzung zum Buch. Der virtuelle Rundgang durch das Anne Frank Haus dürfte besonders Jugendliche ansprechen. Die Kombination der für Jugendliche gut geeigneten Geschichte von Anne Frank mit dem für junge Menschen ansprechenden Medium ergibt eine gelungene Verbindung.

Bis auf die knapp gehaltenen Biographien und eine fehlende Einleitung hinterläßt die CD-ROM einen guten Eindruck. Die Bedienung ist größtenteils sehr einfach und übersichtlich und läßt nur bei den teilweise verschachtelten Zeitleisten etwas zu wünschen übrig.

Die CD-ROM wurde vom Anne Frank Haus Amsterdam gemeinsam mit der Firma Last Boys entwickelt. Verleger in Deutschland: Mattel Interaktiv Deutschland GmbH, 70 DM, im Buchhandel oder über das Anne Frank Zentrum Berlin. Ein Paket aus CD-ROM und dem »Tagebuch der Anne Frank« wird für 80 DM ebenfalls angeboten.

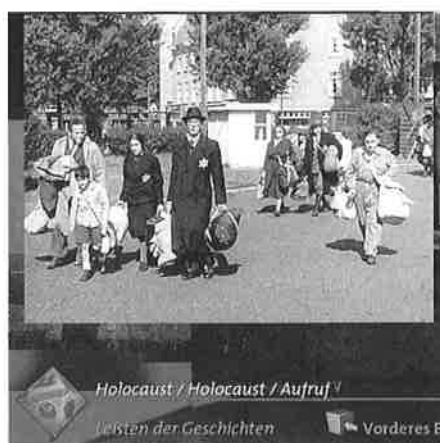
Wolfgang Madl, ist österreichischer Gedenkdienstler in der Stiftung Topographie des Terrors und betreut dort unter anderem das Online Gedenkstättenforum.

CD-ROM
 »Anne Frank Haus –
 Ein Haus mit einer
 Geschichte«



Links: Virtueller
 Rundgang –
 Anne Franks
 Schreibtisch mit ihrem
 Tagebuch

Rechts: Zeitleisten –
 Aufforderung
 zum Arbeitseinsatz





*Virtueller Rundgang –
Anne Franks Zimmer
im Versteck*



*Virtueller Rundgang –
Das Haus in der
Prinsengracht 263*



*Im Versteck –
Zeitzeugin Miep Gies
berichtet über ihr
Verhältnis
zu Anne Frank*

*Alle Screenshots
von der besprochenen
CD-Rom*

Die Hölle vor Gericht

VOR 25 JAHREN BEGANN DER MAJDANEK-PROZESS

Heiner Lichtenstein

Die Opfer »...mussten sich »dachziegelförmig« in der Laufrichtung der Gräben mit dem Gesicht nach unten so hinlegen, dass sich jeweils das Opfer auf dem Boden und jedes nachfolgende mit dem Kopf auf dem Rücken des unter ihm liegenden Opfers befand.« Die etwa 100 Mörder waren SS-Leute und Polizisten. Sie schossen den liegenden Opfern ins Genick oder in den Hinterkopf. Die Gräben waren 100 Meter lang, sechs Meter breit und bis zu drei Meter tief. Die Opfer hatten sie selbst ausheben müssen. »Nachdem die Sohle der Gräben mit Leichen gefüllt war, mussten die nächsten Opfer auf die Leichen steigen, eine weitere Schicht von Menschenleibern bilden und sich dann in gleicher Weise erschießen lassen.« So starben am 3. November 1943 im Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek nahe dem polnischen Lublin 18 000 Menschen. Um das Schreien, Stöhnen und Schießen zu übertönen, dröhnte aus eigens dazu aufgestellten Lautsprechern Schlager- und Marschmusik. Insgesamt sind in Majdanek etwa 250 000 Menschen ermordet worden – vor allem Juden, aber auch sowjetische Soldaten, Polen und Angehörige aus 28 anderen Ländern.

Majdanek war das erste Lager, das befreit wurde, und zwar am 22. Juli 1944. Die SS war so überstürzt geflüchtet, dass den sowjetischen Befreiern Gaskammern, Krematorien und alle Baracken unversehrt in die Hände fielen. Im selben Monat begannen die Ermittlungen gegen Angehörige der Wachmannschaft, die nicht hatten fliehen können. Bereits im November 1944 wurde in Lublin das erste Strafverfahren eröffnet. Zwei der Beschuldigten nahmen sich vor der Verkündung der Urteile das Leben, vier wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet. Weitere Prozesse folgten in Lublin zwischen 1946 und 1948 gegen insgesamt 95 Männer und Frauen. In sieben Fällen erging die Todesstrafe, u.a. gegen die Kommandantin des Frauenlagers, Else Ehrlich. Die anderen Angeklagten wurden zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt.

In der Bundesrepublik dauerte es dann fast 30 Jahre, ehe hier das erste Strafverfahren wegen der Verbrechen in Majdanek begann. Das war vor 25 Jahren – am 26. November 1975 vor dem Landgericht Düsseldorf. Bereits 1962 hatte die vier Jahre zuvor auf NS-Verbrechen spezialisierte Staatsanwaltschaft in Ludwigsburg einen Verdächtigen ermittelt: Den Lagerarzt Dr. med. Heinrich Rindfleisch, der als Leitender Angestellter in einem Krankenhaus des Landschaftsverbandes Rheinland arbeitete. Er stand unter Mordverdacht, wurde in Untersuchungshaft genommen, starb dort aber im Juli 1969. Zu dieser Zeit hatte die Kölner Staatsanwaltschaft zur Aufklärung von NS-Verbrechen in Lagern bereits etwa 350 Verdächtige ermittelt, von denen aber nur 44 konkret beschuldigt werden konnten. Ehe die Hauptverhandlung endlich am 26. November 1975 beginnen konnte, starben sieben Verdächtige. Bei anderen erwiesen sich die Vorwürfe als nicht überzeugend. Kurzum: Am Ende mussten auf der Anklagebank ganze 16 Mordverdächtige Platz nehmen: Neun Männer und sechs Frauen. Kölner Staatsanwälte hatten sich, um es milde zu formulieren, Jahre lang viel Zeit gelassen. Bei polnischen Juristen in Warschau herrschte oft Verwunderung darüber, dass in den Kölner Amtsräumen häufig Bierfässer herumstanden und ein Staatsanwalt während der langen

Karnevalsmomente regelmäßig die Amtsrobe gegen ein jeckes Kostüm eintauschte. Dass es schließlich doch noch zu einer Anklage reichte, ist zwei Männern zu verdanken: Dem leitenden Oberstaatsanwalt Alfred Spieß, der als neuer Chef der Kölner Staatsanwaltschaft zur Aufklärung von NS-Verbrechen Dampf machte, und dem jungen Staatsanwalt Wolfgang Weber, der mit Elan an die Arbeit ging und nach kurzer Zeit die Anklageschrift fertig hatte.

Als vor 25 Jahren Landgerichtsrat Günter Bogen die »Sache Hackmann« – genannt nach dem Hauptangeklagten, dem Leiter des Schutzhaftlagers, Hermann Hackmann – eröffnete, herrschte im Sitzungssaal 111 drangvolle Enge. Gegenüber dem Schwurgericht hatten 45 Personen Platz genommen: die 15 Angeklagten mit je zwei Verteidigern – einem ihrer Wahl und einem aus Düsseldorf, damit sie nie ohne Rechtsbeistand waren. Unmittelbar, nachdem die Anklage verlesen worden war, wurden die Pressebänke allerdings fast leer und so blieb es lange Zeit. Die meisten Medien hielten es nicht für nötig, regelmäßig über diesen größten und schließlich längsten NS-Prozess zu berichten. Dabei ging es von nun an um den Mord an etwa einer viertel Million Menschen in nur drei Jahren vom Sommer 1941 bis zum Sommer 1944. Mehrere hundert Zeugen hatten die Staatsanwälte gefunden – Angehörige der Wachmannschaft und Überlebende. Von den SS-Leuten konnte sich niemand an den täglichen Mord, die Quälereien, das Elend der Gefangenen erinnern. Offensichtlich hatten sie sich untereinander abgesprochen. Oft gaben sie sich patzig, was der Gerichtsvorsitzende Günter Bogen ihnen allerdings nicht durchgehen ließ.

Die einzige Ausnahme bildete der Leiter der Hundestaffel, mit der die Häftlinge zusätzlich bewacht wurden. Er hat nach dem Krieg freiwillig und als Sühne in einem Bergwerk und später als katholischer Theologe in einem Heim für geistig Behinderte gearbeitet. Er hat versucht, sich zu erinnern und dem Gericht geholfen, die Wahrheit zu finden.

Ganz anders die Überlebenden. Sie kamen vor allem aus Israel, Polen und den USA, aber auch aus Australien, Kanada, Österreich und weiteren Staaten. Keiner musste nach Düsseldorf kommen und aussagen. Doch die meisten hatten »Ja« gesagt, obwohl sie wussten, was ihnen bevorstand: Dem Gericht zu schildern, wie sie die Hölle durchlitten hatten und was sie über die angeklagten neun Männer und sechs Frauen sagen konnten. Sie waren ohne Ausnahme so glaubwürdig, dass nach einigen Monaten das Gericht in einem vorgezogenen Urteil drei Frauen und einen Mann freisprach, weil kein Zeuge sie belastet hatte. Später hat mir ein polnischer Zeuge erzählt, er wisse von einem Angeklagten Mörderisches und Gutes. Weil das Gute überwiege, habe er nur das gesagt und damit dem Beschuldigten eine sehr lange Haftstrafe erspart.

Die meisten Zeugen interessierte weniger der Ausgang des Verfahrens. Sie wollten mit jungen Deutschen in Kontakt kommen, um ihnen zu erzählen, was Menschen ihren Mitmenschen antun können, wenn Hass und Überheblichkeit regieren. Sie wurden nicht enttäuscht. Nach einigen Wochen des medialen Schweigens kamen mehr und mehr junge Leute als Zuhörer nach Düsseldorf. Nach einem Blick in den Sitzungssaal mit nunmehr elf älteren Männern und Frauen zwischen ihren Verteidigern befahlen die jungen Leute Zweifel, ob es sinnvoll und gerecht sei, so lange nach der Befreiung noch Prozesse zu führen. Doch meistens bereits in der ersten Verhandlungspause, wenn sie in der Gerichtskantine saßen, waren die Zweifel der Gewissheit gewichen: Solche Verbrechen können nicht vergessen, müssen geahndet werden.

Oft wurden Opfer in Schulklassen eingeladen, in Kirchengemeinden, von Parteien und Gewerkschaften, stets begleitet von Frauen oder Männern aus Düsseldorf und Umgebung, die sich um die Überlebenden kümmerten, ihnen halfen, vor allem die schwere Zeit vor der Vernehmung zu überstehen. Solch eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung hat es wohl nur in den Frankfurter Auschwitzprozessen von 1963 bis 1966 gegeben. Solche Fürsorge war auch deshalb dringend geboten, weil in keinem anderen NS-Prozess alte und neue Nazis so dreist versucht haben, Opfer zu beleidigen und junge Leute auf ihre Seite zu ziehen. Anlass dazu gaben einige wenige Verteidiger, an ihrer Spitze Ludwig Bock aus Mannheim, Rechtsbeistand der Angeklagten Hildegard Lächert, die im Lager wegen ihrer Grausamkeit »Blutige Brigitte« genannt wurde. So hat Bock in Israel Überlebenden vorgelogen, er sei NS-Forscher und interessiere sich für Majdanek. Diese infame Methode ist nur deshalb aufgefliegen, weil eine Zeugin ihn später im Sitzungssaal erkannt und entlarvt hat. 1978 strich Bock seine braunen Segel und bat, als Verteidiger ausscheiden zu dürfen, was ihm das Gericht gestattete. Oft lagen auf den Bänken vor dem Saal 111 neonazistische Pamphlete und die »National-Zeitung«, was die Opfer selbstverständlich schockierte. Insgesamt aber ist es der Strafkammer und den Staatsanwälten Wolfgang Weber und Dieter Ambach gelungen, die Zeugen vor solchen Angriffen und Schmähungen zu schützen. Bis zum Urteil im Sommer 1981 waren von den Angeklagten noch neun verhandlungsfähig. Das Verfahren endete mit einer lebenslangen Freiheitsstrafe gegen Hermine Ryan, sieben Zeitstrafen und einem Freispruch. Bei der Verkündung der Urteile kam es im Sitzungssaal sowie vor dem Gerichtsgebäude zu Protesten und Demonstrationen. Sie richteten sich gegen die niedrigen Strafen. Günter Bogen zitterten beim Verlesen der Urteile die Hände, weil es ihm nicht gelungen war, zumindest auch gegen die »Blutige Brigitte« lebenslang durchzusetzen. Am Tage nach dem Urteilsspruch wandte sich NRW-Ministerpräsident Johannes Rau im WDR-Hörfunk an die Bevölkerung und forderte sie auf, das Lager, die Opfer und den Prozess nicht zu vergessen. Die Erinnerung an dieses historische Strafverfahren zeigt, dass die Worte des amtierenden Bundespräsidenten gewirkt haben.

Heiner Lichtenstein
hat als Beobachter ein
Buch über den Prozess
veröffentlicht.
Er hat Eberhard
Fechner bei dem Film
»Der Prozeß« beraten
Heute leitet er die
Redaktion der TRIBÜNE.